



Veit Stof, Die Mühlbacher Mariengruppe, um 1480
Museum der Stadt Oppeln

Einheitsbild: Invention

Das deutsche Wunder des Veit Stof

Kunstgeschichtliche Untersuchungen zum Mühlenbacher Fund

Von Dr. Alois Esen

1. Was bedeutet „Jugendwerk“?

Die Jugendwerke von überragenden Meistern haben für uns immer etwas Überraschendes. Unvermittelt, weil im ersten beglückenden Innwerden das Genie sich am reinsten und unbekümmertsten äußert, stehen solche Werke in ihrer Zeit. Ihnen sind die Künzeln nachmaliger Entwicklung, die Trübungen durch äußere Einflüsse oder gewaltsame Einwirkungen einfach noch aufgespart, sie sind dafür in sich stärker und sicherer, in dem, was den Künstler allein über seine Umwelt hinaushebt: dem unfaßbar schöpferischen Leben! Kommen uns also die Jugendwerke großer Meister durch die Unmittelbarkeit und Reinheit der vorgetragenen Empfindung ungeheuer entgegen, so verhüllen sie sich umso hartnäckiger, umso stolzer in bezug auf das, was man die individuelle Eigenart des einzelnen Künstlers heißen könnte. Nicht, daß sie je ganz zu unterdrücken wäre! Aber sie kündigt sich mehr von ungefähr an, und die Jugendwerke gerade von bedeutenden Künstlern, lassen eine künftige Entwicklung mehr ahnen als eigentlich wahrnehmen, sie gleichen darin der Rosenknospe, die zwar die künftige reiche Entfaltung der Dolde schon in sich schließt, ohne deshalb auch schon ihr Innerstes preiszugeben. Dieses Ahnen-laffen künftiger Möglichkeiten, diese allen Jugendwerken Großer innewohnende Modernität kann mit der Ausgereiftheit eines männlichen Stils eben gar nicht verglichen werden. Dieses, das reife Werk, prägt „seine Zeit“ um, führt also letztlich zum „Zeitstil“, jenes, das Jugendwerk, nimmt weit eher eine kommende Epoche – vorübergehend – schon einmal vorweg, besser gesagt: es bereitet sie vor. Darum stehen die Jugendwerke bedeutender Künstler vielfach ohne sichtlichen Zusammenhang in ihrer, oft so ganz anderen Zeit. All das erhellt bligartig die besonderen Schwierigkeiten, vor die die Kunstgeschichte sich immer wieder gestellt sieht, wenn sie die Anfänge einer bedeutenden Künstlerlaufbahn aus dem sie umgebenden Dunkel zu lösen versucht.

Da sind als Frühwerk des Matthias Grünewald die beiden Lindenhardter Altar-

Im Jahre 1933 widmeten wir in der Schriftenreihe der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde eine Broschüre „Veit Stof, dem deutschen Künstler zu seinem 400jährigen Todestage“ (Verlag „Der Oberschlesier“, Preis 0,50 RM.). Die Broschüre beweist das Deutschtum von Veit Stof, sie schildert sein künstlerisches Gesamtwerk und deutet an, daß der Einfluß von Veit Stof auch bei uns im schlesischen Raume beachtlich gewesen sei. (Paul Knöbel „Auf den Spuren von Veit Stof in Schlesien“). Diese Ansicht, die teilweise sich nur auf Vermutun-

flügel bekannt, die Versammlung der 14 Nothelfer in einer ungezwungenen, doch sehr wirksamen Komposition, die im damaligen Franken ihresgleichen suchte, in einer so kühnen Farbgebung, die vordem höchstens für die Glasmalerei, jedenfalls nicht fürs Tafelbild üblich war. Und wenn auch nirgend der Anfänger in seiner Kunst sich verleugnet, — etwa in dem jugendlich weichen Gesicht des hl. Ritters Georg — in der Ferne macht sich eben doch schon die heftige Charakterisierungskunst des Isenheimer Alters geltend, mehr indeß in den Umrissen als in der feineren Ausführung. Das Phänomen Grünewald ist über den Lindenhardter Altar aufgegangen; alle Konvention durchbrechend wird es hier vielleicht am reinsten, am „ungegenständlichsten“ erschaubar, nachdem die malerische Form hier noch am wenigsten mit Naturerfahrung beschwert und beladen ist. Ein zweiter Fall! Man hat lange geglaubt, das Dresdener Klappaltarchen Albrecht Dürers dem Meister selbst absprechen zu müssen, weil es die reife, charakteristische Farb- und Formgebung noch vermissen ließe, die — hernach! — vom Paumgärtner Altar bis zu den Doppelflügeln der Vier Apostel gleichbleibt. Sehr mit Unrecht, denn was am Dresdner Altarchen wie im ersten Wehen, noch schüchtern und nicht ohne genaue Mühe sich gibt, es läßt die spätere „kernigere Form“ schon durchscheinen, ist die leichtere, noch ganz unbeschwerte „Vorform“ zu der späteren volleren Pracht, ist der junge gegenüber dem männlichen Dürer. Um neben dem größten deutschen Maler und dem stärksten deutschen Zeichner gleich den berühmtesten deutschen Stecher, Martin Schongauer, ins Feld zu führen: auch dieser subtilst geistige Künstler hat vor seinen klassischen Meisterstichen ein ziemlich umfangreiches Jugendwerk hinter sich bringen müssen, um zu letzter Reife zu gelangen. Aber diese frühen Stiche Schongauers, — in allem ungläublich zart und lieblich, wahrheitsgetreu und kindlich gläubig empfunden — sind trotz der noch mangelnden Reife „echte Schongauer“, und ich kann mir denken, daß einer seiner „Geburt Christi“ (Bartsch 4), diesem ausgesprochen frühen Stich (mit dem sog. „älteren Monogramm“) gegenüber manchem viel mehr gekonnt-formvollendeten Spätwerk den Vorzug gibt, weil dieser frühe Stich die Lichtheit, Innigkeit, die (gewollte) Gebrechlichkeit der Schongauerschen Darstellungsweise vielleicht überzeugender, reiner wiedergibt, als ein später, dafür wieder viel prächtigerer Stich.

Wenn im folgenden von der „Mühlenbacher Mariengruppe“, jenem jüngst bei Oppeln gefundenen und im dortigen Museum wohl endgültig zur Aufstellung gelangten Stück, behauptet wird, daß es ein eigenhändiges Frühwerk des bedeutendsten spätgotischen Bildschnitzers im süddeutschen Raum, von Veit Stof sei, so heißt das: die eingangs summen stützen konnte, erhält nun in ganz überraschender Weise und nachdrücklich Beweisraft durch den Fund der Mühlenbacher Mariengruppe.

Augenblicklich ist in behördlichem Auftrage im Kreise Oppeln ein Inventarisierungstrupp am Werke. Bei der Aufzeichnung der Kunstdenkmäler entdeckte der Inventarisierungstrupp (Dr. Elsen, Dr. Hartmann und Dipl.-Ing. Roestler) am 21. 9. 36 in Mühlenbach (Kempa) bei Oppeln in einer Wegkapelle im Dorf eine wertvolle Holzskulptur, die Dr. Elsen, der sich bereits früher mit dem Werk von Veit Stof beschäftigt, als eine Jugendarbeit dieses deutschen Meisters

marisch skizzierte, geistig-biologische Tatsache müsse mitberücksichtigt werden. Gewiß, das Phänomen Veit Stofß geht auch aus dem Mühlenbacher Werk hervor, ja es ist vielleicht klarer und eindeutiger an diesem Jugendwerk abzulesen als an manchen zweifelhaft umwitterten der späteren Nürnberger Zeit (1496–1533). Aber ebenso gewiß ist es unangebracht, an dieses Frühwerk einen Maßstab anzulegen, der an dem fast überreifen Spätwerk, dem sog. „Bamberger Altar“ gewonnen wurde. Selbst die „Nürnberger Hausmadonna“ von 1499 vertritt entwicklungsgeschichtlich schon eine bedeutend spätere Stufe als das Mühlenbacher Werk. Man muß wirklich einmal die 5 uns bekannten Madonnenbilder des Veit Stofß oder die 7 von ihm geschnitzten Kreuzfige, welche letztere sich gleichfalls durch sein ganzes Leben hinziehen, im Lichtbild nebeneinanderlegen, um auf dem Vergleichswege die gewaltige künstlerische Spannweite und die geradezu ungeheuerliche bildnerische Phantasie dieses letzten Spätgotikers zu erfahren. Sehr im Gegensatz zu Albrecht Dürer kann man von Veit Stofß behaupten, daß seine Forderung in jedem Jahrzehnt seines Lebens neuen Wandlungen, Einflüssen, Zufällen und Einfällen unterworfen war. Die wissenschaftliche Stilkritik hat, vor der formalen Spannweite dieses in seinem Gefühlsüberschwang echten Spätgotikers betroffen halt machend, so manches seiner besten Werke – erinnert sei nur an den Rosenkranzrahmen im Germanischen Museum Nürnberg – Veit Stofß einfach abgesprochen. Kommt hinzu, daß Veit Stofß nie in dem Grade Künstlerpersönlichkeit war – der Begriff hat sich erst in der Renaissancezeit eingebürgert – als beispielsweise Dürer. Stofß ist vielmehr auch hierin noch ein mittelalterlich Schaffender, als ihm die metaphysische Ergriffenheit über die individuelle Selbstbehauptung ging. Sein persönlicher Stil wird also immer wieder abgelöst von einem kosmischen Ausdruck, der irgendwie anonym, überpersönlich uns anspricht.

Nun sei betont, daß für Stofßens spätere, Nürnberger Zeit (1496 bis 1533) genügend Quellenmaterial vorliegt, um die Reihenfolge der nacheinander entstandenen Werke einigermaßen wieder herzustellen. Anders für die Krakauer Frühzeit (1477–bis 96)! Hier scheint eine solche Abfolge der Werke, welche die künstlerische Entwicklung des Veit Stofß vom Beginn des Marienaltars bis zum Jagellonengrab auf dem Warwel einbegreift, nicht mehr rekonstruierbar. Daß wir diesen allmählichen Formwandel trotzdem verfolgen können, danken wir keinem Geringeren als Veit Stofß selbst.

2. Der Krakauer Altar, beispielhaft für eine künstlerische Entwicklung

Tatsächlich können wir an Hand des Krakauer Marienaltars den Übergang des Stofß-erkannte. Bei den Fachgelehrten Gesamtdeutschlands und darüber hinaus hat der Fund Aufsehen erregt. Aber auch unsere einheimische Bevölkerung nahm einen überraschend großen und lebendigen Anteil, wie der starke Besuch des Oppelner Heimatmuseums in den letzten Wochen beweist, wo die Mühlenbacher Madonna zunächst Aufstellung fand und Dr. Elsen und Museumsleiter Archivar Steinert erläuternde Vorträge halten.

Im Folgenden geben wir Dr. Elsen das Wort zu einer ersten eingehenderen Veröffentlichung über seinen Fund und seine Wertung.

sehen Frühstils zu immer reiferen Phasen künstlerischer Entfaltung beinahe tagebuchhaft getreu verfolgen – über ein ganzes Jahrzehnt hinweg. Von diesem Riesenwerk, das bis ins Letzte bedacht und durchkomponiert ist, hat man lange Zeit nicht daran glauben wollen, daß Veit Stof es in der Hauptsache eigenhändig ausgeführt habe. Erst die letzte allgemeine Restaurierung (1933) hat darüber Klarheit geschaffen, daß die hohe Qualität dieses Altarwerkes eine durchgehende ist und daß vor allem auch die Bemalung (mit Ausnahme der mehr handwerklichen Tätigkeit des Vergoldens) von dem Meister selbst herrührt. Letztere Feststellung ist allerdings erst möglich geworden, nachdem die Mürrenstädter Tafeln der Kilianslegende endgültig in dem eigenhändigen Werk des Veit Stof verankert waren (1928 durch E. Buchner) und gelegentlich der Nürnberger Jubiläumsausstellung 1933 eine ganze Reihe alter Fassungen Veit Stofischer Werke (insbesondere vom „Englischen Gruß“) wieder freigelegt waren. Aus der Erkenntnis heraus, daß innerhalb des Krakauer Marienaltars deutliche stilistische Schwankungen statthaben, ferner im Schnitzstil leichtere Unterschiede wahrzunehmen sind, hat man früher versucht, die Mitwirkung ganz verschiedener Hände dafür verantwortlich zu machen. Allein dem steht entgegen, daß Veit Stof selbst den Krakauer Marienaltar immer als sein Werk betrachtet hat, nicht als das seiner Werkstattgenossen. Somit erklären sich diese angeblich individuellen, in Wirklichkeit nur stilistischen Unterschiede zwangsläufig aus der fortschreitenden Entwicklung Veit Stofens selber, aus einem immer mehr vertieften Auffassungsvermögen. Mit dem Verkündigungsrelief ob des rechten Altarflügels begann Stof offenbar die Arbeit am Marienaltar, sie setzte sich dann fort im linken Altarflügel, der mit dem „Pfingstwunder“ endet. Es folgt ein dritter Abschnitt in dem ganzen Werk, die Erstellung der eigentlichen Schreinsfiguren, womit sich Veit Stof zum erstenmal in überlebensgroßen Gestalten versucht, in Gestalten, die selber wie eine lebendige Architektur wirkend, von frei schwebenden Fialenreihen überhöht werden. Nun schließt die zierliche Höhlenplastik der Predella, der „Stammbaum Christi“ an. Und endlich die Figuration im Gesprenge.

Läßt man nunmehr die „Mühlenbacher Mariengruppe“ auf dem Vergleichswege die fünf Etappen des Krakauer Riesenwerks im Geiste durchlaufen, zeigt sich, daß die stärksten Übereinstimmungen nach Stil und Auffassung vor allem mit den frühen Reliefs bestehen, also den Teilen des Altars, die gewöhnlich, zumindest für den Fernblick gar nicht so in Erscheinung treten. Zwischen dem ersten (rechten) Altarflügel und dem zweiten (linken) möchte man stilistisch die Mühlenbacher Gruppe ansetzen, also rund 1480. Veit Stof hat also neben dem großen Krakauer Altarwerk kleine Aufträge einherlaufen lassen. Nach Stimmung und Gefallen wird er wohl in seiner Werkstatt bald diese, bald jene angefangene Arbeit weiter vorgetrieben haben. Indes, so wird man fragen, worin bestehen diese Übereinstimmungen zwischen der Mühlenbacher Mariengruppe und den Krakauer Flügelreliefs?

3. Die stilistische Einordnung der Mühlenbacher Gruppe
Wollte man Veit Stofens Stellung innerhalb der Geschichte der deutschen Plastik

mit einem Satz umreißen, so müßte man ihn den Schöpfer eines plastischen Bilderstils heißen. Seine Figuren stehen — sehr im Gegensatz zu anderen Bildschnitzern seiner Zeit — eben in der Mitte zwischen vollplastischer Darstellung und einer bilde- oder reliefhaften. Sie sind, zumal seine frühen Bildwerke, auf eine betonte Ansicht hin — wie ein Bild — gearbeitet und doch gehäuft voll plastischer Anregung nach vorn und nach der Tiefe zu, so daß man bei Stofß geradezu von einem „übersteigerten“ plastischen Gefühl, von einer am unendlichen Raum zerbrechenden Plastik reden könnte. Dies rührt nicht zuletzt auch davon her, daß Stofß — ähnlich wie am Anfang der deutsch-mittelalterlichen Plastik der Meister der Hildesheimer Bronzetür — die Oberkörper seiner Relieffiguren leicht schräg herausdreht, so daß sie trotz der Ansichtigkeit unglaublich expansiv, sozusagen vollplastisch wirken. E. Theodor Müller¹ hat dieses eigentümliche Phänomen, daß am Krakauer Marienaltar „die Einzelformen der Reliefs beinahe rundplastisch ausgearbeitet hervortreten“, längst beobachtet: „Die Raumhaftigkeit ist für den Eindruck sehr betont. Die von der Seite aufgenommenen Köpfe von Maria (siehe Abbildung) und dem Engel der Verkündigung zeigen, wie sehr sich die plastischen Formen vom Grund lösen und bildhaft verselbständigen. Die Reliefs der Außenseiten und der Standflügel sind dagegen sehr flach geschnitten, so daß sich bei geschlossenem Schrein der seltsame Eindruck einer kaum durch schmale Leisten unterteilten Bilderwand ergibt.“ Diese letztere Beobachtung ist insofern wichtig, als Stofß um die Mitte der 60er Jahre seinen unbändigen Drang plastischer Führung schon einmal mäßigt, die plastische Auffassung der Dinge verschränkt mit einer mehr visuellen (bildmäßigen) und damit den ungewissen, den unendlichen Raum durch Schichten nach der Tiefe zu „ablesbar“ macht. So ist die Schreingruppe mit dem Marienod schon deutlich in drei, wenn man den Hintergrund hinzunimmt, in vier Schichten gestaffelt. Die Predella des Marienaltars ist fast noch mehr membranhaft wirkende „Schichtenplastik“. Die flaffende dunkle Tiefe bekommt dabei ein sicheliches Übergewicht gegenüber dem „durchlässigen“, vollkommen durchbrochenen, zierlichen „Figurenstrauch“, der gleichsam als eine schwingende Membrane im atmenden Raum darstellt. Gosiel ist sicher: Die Mühlenbacher Mariengruppe gehört noch nicht in die Reihe der ausgereiften Krakauer Arbeiten, den Passionsreliefs, dem groß gesehenen „Marienod“, dem so kühn geschnitzten „Stammbaum Christi“, alles Teilverke, die in ihrer schichtenmäßigen Behandlung gegenüber den frühen Arbeiten am Marienaltar klassisch wirken. Die Mühlenbacher Figur gehört in die darstellerisch angriffigere, eigenwillige Frühperiode, zu einer Plastik, die in starken Schrägfürhungen, Vorsprüngen und Achsenschiebungen alles Maß überschreitet, da Weit Stofß um den plastischen Ausdruck noch heftig rang, da er dem Holzbloß mehr abtroßte, als dieser an plastischem Ausdruck überhaupt herzugeben vermochte.

Diese plastischen Übersteigerungen, hervorgerufen durch das unersättliche Ausdrucksverlangen eines jungen Bildschnitzers, bekam der am meisten zu spüren, der mit Hilfe der photographischen Kamera versuchte, der Gruppe beizukommen. Die „Schräganregun-

gen" waren so intensive, — zu nennen: die über Eck gestellten Begleitengel, das quer vorstoßende linke Knie der Maria, ihr nach vorn Übergeneigtes Gesicht, dazu die ruckhaften Abwickelungen in der Körperachse, etwa das dreimal in der Achse gewendete Christkind — daß man den Apparat unwillkürlich von der Seite her auf das Bildwerk richtete. Allein das ist, was Veit Stof gerade nicht wollte, und es entstehen auf der photographischen Platte sofort störende Verzerrungen. Und das natürlich um so mehr, als dem Bildwerk (wie übrigens auch dem „Englischen Gruß“) nur die geringe Tiefe von 22 cm zukommt. Das Bildwerk war auf reine Frontansicht berechnet wie die Reliefs des Krakauer Marienaltars, auch wenn es aus jenem Zwischenzustand von echter Vollplastik und bildhaften Ansichtsdruck geschaffen wurde, den wir oben näher charakterisierten, und der für Veit Stof so bezeichnend ist, für eine höhere Anschauung, in der sich das Genie verwirklicht. Während der photographischen Aufnahmetätigkeit stellte sich ebenfalls bald heraus, daß die Mühlenbacher Gruppe ursprünglich für einen erhöhten Standpunkt, wahrscheinlich für eine Wandkonsole, berechnet war. Viel von dem, was eine eher auf „Anatomie“ als auf Kunst abgestimmte Kritik vor dem Bildwerk vorbrachte: der Hals der Madonna sei zu „lang“, ebenso ihr linker Oberschenkel zu „gestreckt“, ihr linker Unterarm wiederum zu „kurz“ usw. — fällt glatt in sich zusammen, wenn man bedenkt, daß sich dies alles in der Ansicht „korrigiert“ hat, eben auf Verkürzung nach oben berechnet war. Deswegen kommt Veit Stof, der etwa in dem Köpfchen des Christkinds eine ursprüngliche kubische Gefaßtheit mit einer vollendeten Modellierung zu verbinden verstand, vor den „Anatomen“ nicht schlechter weg. Selbst, wenn die Ohrmuschel des Kindes, wie immer bei Stof, verhältnismäßig groß gebildet ist, so geschieht es, um den ganzen Ausdruck darin zu entfalten, schon in einiger Entfernung „korrigiert“ es sich im Anblick. Im Gegensatz zu seinen Schülern, die da viel „korrekter“ sind, behält Stof selber mehr den Aufstellungsort im Auge; er entwickelt alle Größenverhältnisse (Proportionen) aus dem Abstand vom Beschauer, ja er zwingt durch sein Bildwerk geradezu den Beschauer, die Distanz zu wahren und zu respektieren. Über die Prüfung der Einzelheiten weg muß man sich den Blick frei halten für das Stof eigene „Sehen im Ganzen“, wozu die Wahrung der Distanz, die sich im Anblick korrigierenden leichten Verzerrungen usw. gehören. Jedes Originalwerk von Veit Stof ist eine Schöpfung aus einem Guß, aus einer wirklichen künstlerischen Idee entsprungen! Die große Kunst lag für Stof im Sprechenlassen der Boffe, im sicheren Umreißen der Gestalt, im Herausschälen durchgreifender Bewegungen. Mit Vorliebe ließ Stof da und dort, an unauffälliger Stelle die — gegenüber der Einzelbildung wirkungsvollere — Boffe stehen. Auch bei der Mühlenbacher Gruppe läßt sich das beobachten, etwa bei dem Köpfchen des Christkinds, wo das Ringelhaar nur zur Hälfte aufgearbeitet ist, im übrigen die Boffen der Locken stehen blieben.

Für die Komposition ist bei Veit Stof, dem deutschen Spätgotiker, nicht so sehr die Haltung der Figur maßgebend als das die Figur umhüllende Faltenwerk. Je entwickelter sich die Kunst des Veit Stof zeigt, desto mehr verselbständigen sich die Falten-

bäusche, die aufflatternden Faltenenden und umspielen nunmehr im Großen die Figur, ihr das räumliche Gegengewicht, einen räumlichen Halt verleihend. Nichts spricht nun bei dem Mühlenbacher Bildwerk so sehr für Stoß als dieser innere Gegensatz der unendlich zarten, körperlichen Erscheinung und des aufgestauten, sie gleichsam räumlich umhüllenden Faltenwerks. Nach seinem erhabenen Vorbild, Martin Schongauer, hat Veit Stoß diese räumliche Konzentration des Faltenwerks in der Mitte der Figur dadurch bewerkstelligt, daß er den schweren Mantel der Madonna um ein Erkleckliches länger bemas, als ihr normalerweise zukommen mochte. Durch das Hochraffen des Mantels unter dem linken Arm entsteht ein Akzent, ein Gegengewicht zu dem vorgesezten linken Knie der Madonna. Gleichzeitig wird dadurch die Stellung der beiden kleinen Begleitengel motiviert, des linken, der den Saum des Mantels rund emporhebt – ein echt stoßisches Motiv, das später oftmals wiederkehrt – und des rechten, dessen vorgeseztes linkes Bein mit dem Mantelsaum kontrastiert. Der gekräuselte Gewandsaum, der am Fußende der Figur sich herumlegt, ist gleichfalls ein echt stoßisches Motiv. Mächtig ausgetieft, daher von besonderer Gewalt des Ausdrucks sind die Faltenbäusche oberhalb des linken Knies der Madonna. So wie Rosenblätter sich werfen, entfaltet sich hier stärkstes Leben: es ist die Stelle, da die Mutter ehrfürchtig und doch innig das Kind trägt und faßt und vorweist. Dem geballten Faltenwerk kommt hierbei die optische Aufgabe zu, die Komposition an dieser Stelle räumlich zu festigen und zusammenzuhalten.

Das Faltenwerk bei der Mühlenbacher Figur hat noch nichts von der durchgehenden Brüchigkeit an sich, die für den Veit Stoß der Schreinfliguren des Krakauer Marienaltars so bezeichnend wird. Es ist vielmehr das fülligere, tiefhinterschnittene Faltenwerk, das im rechten Innenflügel des Altars, in den Reliefs der Verkündigung, der Geburt und der Dreikönige völlig gleichartig auftritt.

Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die alte Fassung der Mühlenbacher Mariengruppe (zum Teil, so die Gesichter von Mutter und Kind, noch intakt, zum größeren Teil heute überschmiert) mit der Farbengebung des rechten Innenflügels des Marienaltars in gleicher Weise übereinstimmt. Wie dort wird das immaterielle Übergewicht des Faltenwerks dadurch noch betonter, daß der Mantel Mariens (wie übrigens auch die Krone) in pures Gold getaucht ist. Zu diesem ausgedehnten Glanz des Goldes kommt nun bei dem Mühlenbacher Bildwerk wie den Krakauer Reliefs, daß die Gesichter, Hände, der Kinderkörper in einem eigentümlich fahlen Ton gehalten sind, was offenbar durch Beimischung von etwas Blau erreicht wurde. Das geschärfte Farbpfinden des Meisters bestimmte dazu als dritten Ton weiß. So hat man die reine, elfenbeinfarbene Grundierung bei den zwei Begleitengeln einfach gelassen (nur die Ränder ihrer Krägeln waren vergoldet). Bei den Reliefs des Krakauer Marienaltars nicht anders. Ergänzende Farben sind hier wie dort ein besonders lichtes Azurblau (bei der Mühlenbacher Figur kommt es z. B. beim Aufschlag des Mantels zum Vorschein) und dann, bei den Haarpartien fast immer: ein kräftiges Schwarzbraun.

Die fast schreckhaft deutliche Bemalung der Gesichter ist wiederum hier wie dort zu beobachten: die betonte Rötung der Wangen, die zierliche Bemalung der Lippen, die großen Augensterne, nicht zu vergessen das rote Häutchen am inneren Augewinkel, der Auftrag des hohen, gespannten Brauenbogens.

Es dürfte sich auch ein Eingehen auf das feinere physiognomische Leben der Köpfe lohnen, da die Übereinstimmung des Mühlenbacher Madonnengesichtes wie auch des Kinderköpfchens mit jenen am linken Innenflügel des Krakauer Marienaltar doch augenscheinlich ist. Offenbar ist die Maria der Verkündigung in Krakau noch vor der Mühlenbacher Figur geschnitten. (Vgl. Abbild.) Der Mund hat hier noch kaum die knospenhafte Keusche Prägung des Mühlenbacher Madonnengesichtes, er ist noch mehr „lippenhaft“ eingeschnitten. Ebenso haben die oberen Augenlider bei der Maria der Krakauer Verkündigung einen Anhauch verhangener geschöpflicher Schwere, das Auge will sich noch nicht öffnen, wird von der unteren Lidspalte mehr getragen als in sich frei. Erst mit der Mühlenbacher Maria bekommt das Auge jene klarere Prägung, die uns dann wieder bei der Maria des Krakauer Dreikönigsreliefs auffällt. Nun sind auch die Haarsträhnen bei der Mühlenbacher Madonna freier, in laufender Windungen überkreuzt, wogegen das aufgelöste Haar bei der Maria des Krakauer Verkündigungsreliefs noch stofflichgestauter, noch merklich ungeprägter erscheint. Trotz all dieser feineren Unterschiede, welche uns erlauben, die Mühlenbacher Mariengruppe zeitlich unmittelbar an die drei ersten Reliefs des Krakauer Marienaltars anzuschließen (etwa 1480), muß man die innere physiognomische Übereinstimmung aller dieser Kopfstypen immer wieder wahrnehmen und betonen, sie kann nicht so sehr in ein- und demselben „Modell“ seine Ursache haben, als in ein- und derselben Künstlerpersönlichkeit, die sie schuf, nämlich Veit Stof.

Leicht fällt auch ein Vergleich des Christkinds der Mühlenbacher Gruppe mit jenem der Geburts- und besonders der Dreikönigszene vom Marienaltar. Sie muten wie Geschwister an, immer dasselbe schalkhaft-alkluge, liebliche Gesichtchen, derselbe fein ausgeprägte kleine Körper mit den überkreuzten Beinchen (von denen das eine, charakteristisch für Stof, rundgedreht ist).

Schließlich findet sich auch für die beiden Ministranten-Engel der Mühlenbacher Gruppe Verblüffend-Verwandtes im Werk des Veit Stof. Dazu gehört der Engelskranz aus St. Jakob in Nürnberg, der seit ein paar Jahren wieder mit der alten Kerngruppe, einer thronenden Maria mit dem Kinde im Germanischen Museum-Nürnberg vereinigt ist. Er heißt auch der „Rosenkranzrahmen“ und muß in seiner triumphalen jubilierenden Frische zum Allerbesten, was Veit Stof schuf, gerechnet werden. Stilistisch geht er dem „Stammbaum Christi“ am Krakauer Altar unmittelbar voraus, wird also ziemlich sicher im Jahre 1486 entstanden sein, wo Veit Stof „notwendiger Geschäfte“ halber nach Nürnberg gereist war. Diese 15 Engelsbuben vom Rosenkranzrahmen wirken schon etwas fortgeschrittener als die beiden Mühlenbacher, denen jene Lebendigkeit und



Veit Stof, Vergleichsreihe seiner Marienköpfe
Mühlbacher Madonna, um 1480, Oppeln
Hausmadonna, 1499, Nürnberg

Maria vom Marienaltar, 1477, Krakau
Maria vom Englischen Gruß, 1517, Nürnberg,
Germanisches Museum



Zeit Stoß, Die Engel der Mühlbacher Mariengruppe

Leichtigkeit noch abgeht. Aber auch der Engelskranz, der die gen. Himmel emporgerragende Maria im Schein des Krakauer Altars umschwebt und 1484 gewiß schon fertig war, erscheint gegenüber den Mühlenbacher Engeln doch wohl als das reifere Werk. Wir kommen also auch bei diesen Vergleichen in bezug auf die Mühlenbacher Gruppe auf eine Entstehungszeit rund 1480.

5. Meisterwerk und Schulwerk

Wer die neugefundene Mühlenbacher Gruppe Veit Stofß absprechen will, der muß ihm auch den Krakauer Altar bzw. dessen rechten Flügel absprechen, denn die stilistische Übereinstimmung beider ist eine vollkommene. Ja, das Mühlenbacher Bildwerk ist noch um einen Grad hoheitsvoller und gemessener, es steht künstlerisch eher höher als die drei oft genannten Krakauer Reliefs.

Es ist indessen noch zu zeigen, daß eine Zuschreibung des Werkes an die spätere Veit Stofßschule (in der Zeit um 1500) erhebliche Schwierigkeit bereitet, also durchaus unwahrscheinlich ist. Gewiß, Veit Stofß hat in der Krakauer Werkstatt offensichtlich eine Reihe von Lehrlingen und Gesellen beschäftigt gehabt, die nach Stofßens Wegzug sich über ganz Schlesien, Polen und Mähren verbreitet haben. Aber diese Schüler und Nachahmer des Veit Stofß haben den Meister nicht in seinem Anfangsstadium kopiert, sondern jeweils die Entwicklungsstufe des Meisters, die für sie die letzte war. So hat Jörg Huber, als er 1492 die Baldachinkapitelle zum Jagellonengrab auf dem Wawel anfertigte, den späten Krakauer Veit Stofß, den der Predella mit dem „Stammbaum Christi“ vom Marienaltar kopiert. Und Hans Olmüzer, dessen früheste selbständige Arbeit doch wohl der Schweidnitzer Altar von 1492 sein dürfte, hat sich ebenso an den späten Krakauer Stil des Veit Stofß gehalten, ohne freilich auch nur annähernd seine innere Weite mitzubekommen. Dagegen ist kein Fall bekannt, daß einer der Schüler und Nachahmer des Veit Stofß dessen Frühstil nachgeahmt hätte, er war, so wie für Stofß selber, eben schon „überholt“.

Nun hat die „Mühlenbacher Mariengruppe“ so gar nichts von der ausladenden Pracht und Häufung der Formen, die um 1500 verlangt wurde, an sich, sie gehört noch einer älteren, ideal verklärenden Stilstufe an. Seit Pinders „Deutscher Plastik“ hat man ja gelernt, die Stilstufe von 1480 klar von jener um 1500 zu scheiden. Schmal und steil im Aufbau, durch die angeschobene Engelsgruppe noch weltüberhobener, ist die Mühlenbacher Gruppe konzipiert. Ähnlich dem Johannes d. E. von St. Jakob in Nürnberg, dem einzig bekannten Werk des Stofß aus seiner 1. Nürnberger Zeit, stößt die Figur expansiv in den Raum vor. Es ist noch nicht auf „Schichten der Anschauung“ hin, sondern auf eine vordere Kante zu gearbeitet, das ausladende linke Knie der Madonna bildet gleichsam die Spitze nach vorn. Auch das Engelsmotiv spricht für eine frühe Entstehungszeit und ist in dieser Anbringung um 1500 nirgends mehr zu finden. Dagegen kommt es in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts im süddeutschen Raum gar oft vor, es sei nur an den Pacherschen Wolfgangsaltar (1471) erinnert oder an die Rogelfinger Muttergottes (um 1475).

Ganz abgesehen davon, daß das Mühlenbacher Werk, in seinem frischen, ursprünglichen Gepräge in seiner Zeit stilistisch nicht „nachhinken“ konnte, ist um 1480 nicht gut ein Schulwerk aus dem „Kreis um Veit Stof“ denkbar. Denn Stof hat die ersten Jahre seiner Krakauer Tätigkeit offensichtlich allein geschafft, ohne einen wirklichen Schulkreis. Erst seit dem Hauskauf (1481), dem auf eine Erweiterung seines Haushalts deutenden Zuzug seines Bruders Matthias in die Stadt (1482) mit der Auszeichnung Stofens durch das Krakauer Stadregiment (1484) und den wachsenden Aufträgen hat sich ein Werkstattkreis um Veit Stof bilden können, der aber erst 10 Jahre später, gegen Ende des Jahrhunderts, allgemeiner in Erscheinung treten konnte.

Es bleibt also nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß Veit Stof selber die Mühlenbacher Mariengruppe geschnitten hat. Dies aber auch noch aus einem anderen Grund! Der Krakauer Schulkreis des Veit Stof bestand nicht aus Leuten seiner engeren Heimat, aus gebürtigen Mainfranken, sondern kam aus dem ostdeutschen Raum her nach Krakau. Breslauer waren es vor allem (Hans Olmützer wie der „Breslauer Lukasmeister“ gehören zu ihnen), mancher von fernher Zugewandte, so Jörg Huber aus Passau und der eigene Bruder aus Harro in Siebenbürgen, der eine oder andere natürlich auch aus Oberschlesien: der Meister des Ultpatschkauer Altars war vermutlich ein Meißner. Es ist also, summarisch genommen, durchaus richtig, in der Stoßschule entschieden schlesische Stammesmerkmale hervorzuheben, die meisten Stoßschüler waren eben Schlesier! Wäre nun die Mühlenbacher Figur wirklich bloß ein „Schulwerk“, dürfte man diese mitschwingende schlesische Note nicht übersehen. Allein sie ist nicht da! Was an den Gesichtstypen dieses Bildwerks sofort auffällt, ist ein ausgesprochen fränkischer Stammescharakter. Die weich-versonnene Schönheit des Madonnenkopfes mit der hohen Stirne, das geprägte Köpfchen des Kindes mit seinen leicht vortretenden „guckenden“ Augen und dem untergesetzten Kinn, es ist eine innerste Verklärung aus altfränkischem Wesen heraus. Wörtlich paßt auf die Mühlenbacher Gruppe, was E. Theodor Müller vom Krakauer Marienaltar schlecht hin betont: „Nie hätte man die fränkischen Züge des Menschentypus der Bildwerke des großen Marienschreines übersehen dürfen: das volle Oval der Gesichter, die Festigkeit der Schultern, die aufrechte Haltung, das Herbe der Bewegungen, der harte Ernst des Ausdrucks“.² Nicht anders hat Eberhard Luge, der bekannte Nürnberger Veit-Stof-Forscher die betont fränkischen Züge der Mühlenbacher Mariengruppe hervorgehoben, ja, er geht sogar soweit, die Gruppe von Nürnberg nach dem Opperlauer Lande verbracht zu wännen, wo doch das Nabelliegende wäre, daß sie in Krakau angefertigt wurde und zwar von dem einzigen fränkischen Bildschnitzer, der damals in Krakau seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, eben von Veit Stof selbst.

Wir sehen also, daß alle hypothetischen Erwägungen (die übrigens die hohe Qualität des Bildwerks, das Einmalige, das wir Veit Stof nennen, gar nicht in Betracht ziehen) wieder auf den Meister selbst hinauslaufen.

6. N a c h w o r t

Als Veit Stofß in der Krakauer Werkstatt das fertige Werk aufgestellt vor sich sah, war er wohl selber betroffen und dem überweltlichen Leben, das davon ausging. Und mit ihm mag seine ganze Umgebung es wie ein deutsches Wunder angestaunt haben, nicht glauben wollend, daß ein junger deutscher Schnitzer so wirklichkeitsnahe, so wahrhaftig die Himmelskönigin zu bilden vermochte. Sie fühlten sich alle angesprochen von dem Urbild einer jungen Mutter, die da hoheitsvoll und magdlich-schlicht in einem war, von diesem Christkinde, das sich herrentlich aufrichtet, sich eigenwillig abstützt vom Arm der Mutter und gebietend das Händchen auf den goldenen Granatapfel legt. Es lag wohl – und liegt noch – etwas Bezwingendes in diesem Mühlenbacher Bildwerk: der große Künstler steht für eine ganze Kultur, hier eben die deutsche, die gerade zu seiner Zeit zum Erwecker junger Völker wurde.

¹ Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. N. F. X (1930) S. 40. - ² = 1 S. 49.

Erweckung der Freude*

Hans Niekrawitz

Verschüttete Quelle,
gesegnete Saat,
brich auf und ergieße
die fruchtbare Welle,
erwache und sprieße
zu sinnvoller Tat!

Sie ging uns verloren
in irrender Sucht
und dunklem Verhängnis,
und neu ward geboren
in letzter Bedrängnis
die reisende Frucht.

Die Nacht muß nun weichen
dem wachsenden Licht,
da alle verbündet
die Hände sich reichen
und Freude entzündet
ein jedes Gesicht.

Du sollst uns befreien,
du Himmelsgeschenk,
und Hirnen und Händen
die Kräfte verleihen
und endlich beenden
das Brudergezänk.

Dem uns ist gegeben
das Brot und der Wein
und damit die Gnade,
uns frei zu erheben
und Auftrieb im Rade
des Schicksals zu sein.

Hinweg über Trümmer
entrollt es dem Streit,
gehorchend dem Lenker,
der ewig und immer
verbunden dem Denker
und Former der Zeit.

* Das Gedicht ist dem Hörspiel „Fahrt in die Sonne“ entnommen, das anlässlich des dreijährigen Bestehens der N.G.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ am 19. 11. 36 vom Reichsförderer Breslau verbreitet worden ist.

Ein verlorener Sohn kommt heim

Erzählung von Josef Wießalla

Der Weichensteller Peter Jordan verlor seine Frau, als sie gar nicht zu entbehren war, denn die Kinder waren noch nicht herangewachsen. Die Frau hatte ihr Ende und auch die künftige Sorge vorausgesehen, darum bestimmte sie ihren Mann, zur Großmutter aufs Land zu ziehen.

Die Großmutter kehrte im Anfang wirklich einen strengen Besen heraus. Es fiel ihr sehr schwer, denn sie war die Gutherzigkeit selbst. Bei den Kleinen ging es noch an, aber um den ältesten Jungen erlebte sie zeitigen Kummer, obwohl er gar nicht zu Hause war und sie eigentlich nicht belasten durfte.

Paul war bei einem Schlossermeister in der Lehre. Das war die dritte Stelle in knapp zwei Jahren seit seinem Schulantritt. Ein unbändiger Bursche, der sich schlecht fügen konnte. Er wollte die große Welt kennen lernen und vernarrte sich hartnäckig in das glückliche Los eines Schiffsjungen, der auf herrlichen Schiffen immerzu Palmenlandschaften ansternerte. Der Vater hatte ihm in der dritten Stelle einen mehr groben als strengen Meister verschafft und mußte noch gute Worte zugeben, denn wer nimmt schon einen Jungen, der bereits zweimal seine Zukunft verpackt hat. Und wenn das noch einmal passiert, blüht Paul die Besserungsanstalt.

Paul war bei diesen schlechten Aussichten und in den Händen eines groben Meisters übel dran. Er verbieftete sich immer stärker in einen förmlichen Eisentrog, anders war das Leben nicht mehr zu streiten. Seinen Träumen fehlte jetzt die Lieblichkeit seliger Gestade, er kämpfte mit wilden Tieren und Menschenfressern, und das wollte er herzlich gern auf sich nehmen, um der schrecklichen Schlosserbude zu enttrinnen. Diese finstere Entschlossenheit war ihm bei seinen Sonntagsbesuchen, die er auf Vaters Verlangen strikt einhalten mußte, gut anzumerken. Nun war die Mutter tot, die ihn immer noch am besten zu leiten verstanden hatte.

„Mich hält nichts mehr hier“, gestand Paul seinen Geschwistern geradezu. „Eines Tages reiße ich aus. Diesmal komme ich aber sicher fort, das sage ich euch.“ Jorg bekam nasse Augen in Erinnerung an die erste Flucht, die Paul mißlungen war; die Polizei hatte ihn zurückgebracht.

Vater Jordan ahnt Pauls Vorhaben, darum ist auch sein Gesicht so finster. Prügel und Verwarnungen sind anscheinend doch unnütz an dem Burschen verschwendet.

Ganz plötzlich ist Paul an einem Wochentag ins Dorf zurückgekommen. Ein Eisen war ihm auf die Hand gefallen und hatte ihm zwei Finger gebrochen. Der Vater wollte durchaus wissen, was in der Werkstatt passiert sei, denn Paul sah auch sonst ganz zerfchlagen aus. „Ein Unfall, das steht doch auf dem Zettel vom Doktor“, antwortete Paul. Der Vater wollte sich erkundigen.

Jorg merkte an Pauls Verhalten, daß der Bruder die Erkundigung mit großer Unruhe erwartete. „Denn, wer weiß, ob der Geselle durchkommt, ich habe ihn für die

anderen erschlagen“, gestand Paul. „Dafür kriege ich mindestens lebenslänglich Zuchthaus. Und wenn der Geselle doch durchkommt, dann wird es auch nicht viel besser um mich stehen. Mein Leben ist so oder so verpfuscht.“

„Dann reiß doch endlich aus!“ nötigt ihn Jorg.

Im Winter ist das Ausreißen so eine Sache, gibt Paul zu bedenken auf; man kann leicht dabei verhungern. Er will zuerst einmal die Geschichte mit dem Vater ausprobieren. Ob das wirklich eine so schlimme Erkundigung ist, möchte Jorg gern wissen. Paul will es meinen und erzählt die Geschichte. Von einem Gesellen, der ein ziemlicher Trunkenbold ist und mit den Lehrlingen grob umspringt. Der blöde Kerl hatte Paul mit einer Zange zurechtgewiesen, daß gleich zwei Finger hin waren. Der Schmerz hat Paul verrückt gemacht und ihm ein Eisen in die Hand gezwungen. Damit hatte er den Gesellen über den Kopf geschlagen, daß er gleich umfiel. Was weiter in der Bude mit dem Gesellen geschehen war, weiß Paul nicht mehr, denn er selbst wurde zum Arzt geschafft und dann nach Hause geschickt. Paul fürchtet jetzt nicht nur den Vater, auch der Landjäger muß sich jeden Augenblick sehen lassen und ihn abholen.

Bald nachdem der Vater in den Dienst gegangen war, verschwand Paul im Holzstall. Jorg ging ihm nach und sah Paul am Schleifstein eine Axt schärfen. „Was soll denn das?“ fragt Jorg ärgerlich. Der Bruder will doch nicht etwa den Landjäger totschlagen? Nein, nein, Paul braucht die Axt zu etwas anderem. Jorg glaubt ihm nicht recht und fürchtet sich weiter wegen der Axt. Und die Befürchtung wird noch stärker, als Paul ihm die Schlittschuhe, fünf Geschichtenbücher und noch anderen Besitz schenkt. Also doch ein Abschied! Jorg fängt zu weinen an, aber der Bruder verweist ihm die Tränen. Er soll über alles das Maul halten, verlangt der Bruder, zum Abendbrot würde er wieder zurück sein. Paul ging mit einem Sack fort, darin war auch die Axt. Jorg hat genau gesehen, wie der Bruder sie heimlich einsteckte. Er wartete in Angsten das Abendbrot ab, und hätte am liebsten wieder geheult, aber diesmal in übergroßer Freude, denn Paul war wirklich zurückgekommen und ließ sich das Abendbrot gut schmecken. Nach dem Essen wurde der Bruder von ein paar Nachbarburschen zu einem Bummel abgeholt.

Jorg fiel wieder die Axt ein. Er nahm sich heimlich eine Laterne und ging in den Holzstall, die Axt zu suchen. Er fand sie im Sack über und über blutig, der Sack war auch ganz blutig. Da rannte er zur Großmutter und schrie in furchtbarem Schrecken seine Angst heraus. „Paul hat den Landjäger erschlagen! Er hat den Landjäger erschlagen!“ Die Großmutter hielt ihm entsetzt den Mund zu. „Still doch! Was sollen denn die Nachbarsleute denken?“ Sie hielt ihm so lange den Mund zu, bis er von den Tränenbockstößen das Schlucken bekam, dann ging sie mit ihm in den Holzstall.

„Aber das ist doch nur der Sack von den Fischen!“ Sie lachte gutmütig.

„Aber die Axt!“ trumpfte Jorg auf.

„Ach, die hat bei den Fischen gelegen. Komm' in die Küche. Ich zeige dir einen Hecht, den Paul mit mitgebracht hat.“ —

Jörg konnte lange nicht einschlafen und hörte Paul leise ins Zimmer treten. (Sie schliefen zusammen in einem kleinen Bodensüßchen.) Paul vermutete seinen Bruder im tiefen Schlaf und zählte ungeniert eine Menge Geld aus seiner Hosentasche. Jörg fürchtete jetzt, daß Paul einen Menschen beraubt hatte, um sich Geld für die Flucht zu verschaffen. Er mußte ihn dringend nach der Art fragen. Paul wurde ärgerlich und sagte ihm endlich, daß er die Art zum Eisauflagen gebraucht habe. Und die Fische mußte er auch gleich abschachten, denn ein zappliger Saal trägt sich schlecht. Jörg soll endlich Ruhe geben und sich über nichts wundern, auch morgen früh nicht.

Nächsten Tag früh war Paul verschwunden. Wenn ich aus der Schule komme, ist Paul wieder zurück, redete sich Jörg ein. Aber er war dann leider nicht zurückgekommen. Paul war schon über zwei Wochen verschwunden.

Der Vater will endlich zum Fischmeister gehen und den Leich absuchen lassen, weil Großmutter immer behauptet, daß Paul sich ertränkt hat.

Dem Fischmeister will das Unglück nicht einleuchten. Sie haben erst vorgestern den Leich nach Weihnachtskarpfen abgefischt, unter dem Eise freilich, da konnten nicht alle Ecken ausgefegt werden. Gut, er wird den Leich gründlich absuchen lassen, denn sie hätten ohnehin den letzten Fischzug vor.

Die Männer schlugen an den feichten Stellen das Eis auf, und im Zugnetz waren nur Fische. Unmöglich, behauptete der Fischmeister. Sie hätten unbedingt die Leiche finden müssen. Paul hat sich nicht ertränkt.

Auf dem Nachhausewege erzählte der Fischmeister, daß er mehrere Tage lang einem Fischräuber aufgelauret hätte. Ein schlauer Kerl. Vor dem Ständer hätte er ein Loch geschlagen und dort mit einer Laterne gelockt. Er hat ihm einmal eine Schrotladung nachgejagt. Wenn der Wald nicht so nahe am Damm stünde, wäre er ihm nicht entkommen. Der Vater erzählte zu Hause davon. Da fing die Großmutter auf einmal zu weinen an. Das könnte nur Paul sein. Der Hecht, der vor vierzehn Tagen auf den Tisch gekommen war, war von Paul heimlich gefischt. „Auch das noch!“ klagte der Vater. Er war aber weiter nicht ärgerlich, denn jetzt hatte er Hoffnung, daß Paul noch am Leben war und sich hier in der Nähe herumtrieb. Er ging wieder zum Fischmeister zurück und fragte, wann die Geschichte passiert sei. Er kam traurig zurück. Das ist schon lange her, am zweiten Tag, nachdem Paul verschwunden war. Seitdem hat sich nichts mehr gezeigt. Das Loch ist wieder zugefroren. Vielleicht hat er ihn aber doch getroffen, und der Junge ist irgendwo im Wald umgekommen. Jörg sah zum ersten Mal seinen Vater weinen. Natürlich, es war ja auch seine Schuld. Der Vater hätte den Bruder nicht so ängstigen sollen. Dabei ist alles gut geworden. Der Meister hat die Schuld des Gesellen eingesehen und ihn sofort entlassen. Von dem Schlag auf den Kopf war nur eine unbedeutende Schramme zurückgeblieben. Obendrein sind dem Meister jetzt die Behörden auf den Kopf gekommen und haben ordentlich nach dem Rechten gesehen und schlimme Zustände beseitigt. Und das alles hatte der tapfere Paul in Bewegung gesetzt. Als der Vater diese glückliche Wendung bedachte und sich dann

das Schicksal seines Sohnes ausmalte, wollte er garnicht in den Dienst gehen. Die Großmutter mußte ihm viel zureden. Und morgen ist Heiligabend. Ob er denn schon an die Kinder gedacht hätte? fragte sie. Wie sollte er? Er denkt nur an Paul. —

Vater Jordan hatte die Nachterretung und konnte erst spät nach Mitternacht zurück sein. Der Heilige Abend fing gar nicht gut an. Der Großmutter blieb nicht einmal die Zeit zum Feiern. Sie mußte schon wieder zur kranken Sohnesfrau hinüber. Als Ersatz schickte sie den uralten Großvater. Er machte mit Marie zusammen die Bescherung. Es war eine große Bescherung. Jörg hatte ziemlich viel bekommen, nur das Fahrrad nicht, dafür waren sie doch zu arme Leute. Aber das meiste lag doch auf dem Platz vom Bruder, der nicht da war. Der Kasten mit den blitzenden Geßen, das war eine Ziehharmonika mit vier Stellspeifen. So eine Harmonika gab es im ganzen Dorf nicht. Großvater war eingeschlafen, da hielt nun Marie die Festrede für die Kinder. „Mutter ist nicht da, Paul ist nicht da, Vater kommt heute nicht . . .“ Weiter kam sie vor Tränendroßeln nicht. „Jetzt wollen wir singen!“ fordert sie auf. Sie sagte das ein paarmal, fing aber nicht zu singen an. Da rüttelte sie den Großvater aus dem Schlaf, aber der lachte wie immer. Jetzt konnte sie sich nicht mehr helfen und ging in die Küche. Die Kinder fielen auch ohne Singen über ihr Zeug her. Marie brachte bald nachher die Kinder ins Bett bis auf Jörg und den kleinen Hans, der sich kräftig wehrte, denn seine Eisenbahn hatte die notwendigen Kilometer noch nicht hinter sich. Jörg ging ans Fenster und kratzte mit den Fingernägeln das Scheibeneis herunter, damit der liebe verlorene Bruder den Baum weit leuchten sieht. Jörg wußte genau, daß er kommen wird, er hat sich nur verspätet. Draußen war es ziemlich hell, der Mond schien bis zum Wald hinüber.

Marie kam wieder aus der Küche zurück und wollte die Lichter auslöschten. Jörg schrie und bettelte, das dürfe sie nicht tun, sonst käme Paul nicht herein. Dumme Hoffnung, schalt die Schwester, ließ aber das Auslöschten bleiben und setzte sich mit einer Handarbeit an den Tisch. Hans schlief jetzt beim Großvater auf dem Sofa. Es war ganz still im Zimmer, nur der Baum knisterte manchmal, wenn die Zweige von den Lichtern angeflackert wurden.

Der Bruder muß es furchtbar weit haben, dachte Jörg bekümmert. Caro winselt auf einmal im Hof. Sie horchen eine Weile hin, doch wurde es wieder still draußen. Jörg sah fest zum Fenster hinaus.

Er schrie plötzlich zusammen. Ein Gesicht war ans Fenster gekommen. „M a r i e!
M a r i e!“

Die Schwester stürzte zu ihm hin und nimmt ihn in die Arme. „Du hast Fieber“, redet sie besorgt auf ihn ein. Jörg entwindet sich ihr und schreit weiter. „Nein, nein, das war Paul!“

Marie lief hinaus. Jörg hörte sie draußen schreien und rannte auch hinaus. Marie war schon weit auf dem Felde. Vor ihr rannte ein Mensch, das muß bestimmt der Bruder sein. Marie konnte nicht mehr und blieb stehen. Da blieb auch der Mensch

stehen. Marie bettelte und schrie: „So komm doch endlich ins Haus! Der Vater ist nicht da! Er hat Nachtschicht!“ Jorg lief an der Schwester vorbei, stolperte und schlug hart in die gefrorenen Akkerschollen. Auf einmal war der Mensch bei ihm und nahm ihn auf den Arm. Es war der Bruder, und Jorg fürchtete sich nicht mehr. Marie klammerte sich an Paul fest und zerrte ihn in den Hof. Der Großvater wartete an der Tür und lachte wie immer.

Paul konnte fast gar nicht sprechen. Er wäre heiser durch die Kälte, behauptete er. Die verfluchte Kälte! Dabei mußte er stark husten. Jorg wußte, daß es anders gemeint war, der Bruder wollte nicht heulen. Und jetzt sah sich Paul die Bescherung an. Verdammst ja, das ist doch ein Akkordion! Da die Zoppe und die Zugstiesel, die er sich schon immer gewünscht hatte. Und dann soviel Zeug zum Essen. Marie nötigte ihn bei diesem Stichwort tüchtig hinzulangen. Paul wehrte ab, er hätte keinen Hunger und überhaupt wären die Süßigkeiten viel zu schade zum Essen, er wollte sich daran sattsehen. Marie ließen die Tränen hinunter. O Gott, o Gott! stöhnte sie in einemfort. Paul setzte sich mit der Akkordion aufs Sofa und spielte „Stille Nacht heilige Nacht“. Und dann gab er noch viele Lieder zu, weil das Akkordion einen so guten Klang hatte, daß man sich daran nicht satthören konnte.

Marie schleppte ihn endlich in die Küche. Dort war er wieder der Wolf. Er aß fast die ganze Küche leer. Die Geschwister staunten nicht schlecht. Nachher verschwand Paul für eine Weile im Hofe und brachte auf einmal seine Geschenke an. Für Marie einen Pelzkragen, wie er von Stadtmädels getragen wird. Er hat fünf Karpfen gekostet, sagte er. Hans bekam eine geschnitzte Mühle und Jorg das Eichkäsechen, das Paul im Wald gefangen hatte. Es sprang aus dem Kasten und Paul sofort auf den Kopf, wo es „Männchen“ machte. Es ist abgerichtet und macht noch ganz andere Sachen, erklärte Paul stolz. Ohne dem Käsechen hätte er es vielleicht in der Jagdhütte im Elguther Forst nicht ausgehalten. Er hatte doch viele Tage in schrecklicher Einsamkeit verbracht. Die Flucht hatte er sich nicht zutrauen können, weil er leicht gefaßt worden wäre. Gut versteckt wollte er zuerst einmal die schlimmste Suche abwarten und dann weiter wandern. Die meiste Zeit hatte er sich in den Wäldern herumgetrieben. In den Schonungen war es gar nicht so kalt. Wenn es dunkel geworden war oder der Förster seine Streife hinter sich hatte, war Paul in die Jagdhütte geschlichen. Dort war ein Bett von Wildheu aufgeschüttet. Man mußte tief hineinkriechen, dann froh es einen nicht. Manchmal hatte er auf einem selbstgebauten Ofen Feuer machen und sich bißchen Essen wärmen können. Zweimal war er in die Stadt geschlichen, wo man ja weniger auffällt. Dort wäre er auch die Fische losgeworden, wofür er sich Essen gekauft hatte. Beim dritten Fischzug – er faßte sich plötzlich an die Schulter – war es auf einmal aus mit dem Fischen. (Jorg ist schon vorher aufgefallen, daß der Bruder sich häufig die Schulter kratzte. Er wird wohl Läuse haben, dachte Jorg.) Es wurde schlimmer und schlimmer, erzählte der Bruder weiter. Nachts war es direkt unheimlich gewesen. Immer das viele Getrappel um die Hütte. Und dann schlugen unheimliche Schatten

ans Fenster, überhaupt dann, wenn er Licht hatte. Der Wald wird nämlich erst bei Nacht richtig lebendig. Wer weiß, was die Waldgesellen von ihm wollten. Er wäre ja ein ziemlicher Sünder. Der Schlossergeselle kann ja tot sein. Und so eine irrende Trunkenboldseele ist bestimmt kein Spaß nicht.

Aber der Geselle ist ja gar nicht tot!" warf die Schwester ein. (Sie verfiel erst jetzt auf die Aufklärung.) „Ach du dummer, lieber Bruder! Es ist alles in Ordnung gekommen. Niemand will dir etwas Böses.“

„So, so, da brauche ich also nicht . . .“ „Nein, du brauchst nicht mehr zurück in den Wald. Weißt du denn, wie der Vater sich um dich gesorgt hat?“ fragt ihn Marie.

„Ja, ja, das Akkordion.“ Jetzt endlich fängt Paul zu heulen an.

Die Geschwister steckten neue Lichter auf den Baum und singen noch einmal Weihnachtsen an. Plötzlich stand die Großmutter in der Tür. Paul mußte sie auffangen, denn sie torkelte vor Aufregung. „O meine Freude, meine Freude!“ schluchzte sie.

Paul mußte noch einmal seine Waldgeschichte erzählen, aber er sprach jetzt so lustig davon, daß selbst die Großmutter lachen mußte. Und dann nahm Paul wieder sein Akkordion vor. „Die Welt hat viele Freuden“, spielte er der Großmutter auf. Susa lobte ihn: „Ja das ist ein sehr schönes Lied, – aber warum fragst du dich denn immerfort? – wenn ich bedenk – – du lieber Gott! Er wird Läufe haben! Marie, schnell, setz heißes Wasser auf! Willst du nicht gleich das Hemd ausziehen? Sie müssen ja dick in der Halskrause sitzen.“ Das würde ihr gerade gefallen, daß die irgendwo aufgeklauten Läufe ins Sofa oder gar ins Bett marschieren. Susa zerrt ihm das Hemd über den Kopf. „Jesus Marie! Das sind ja keine Läufe. Großmutter fängt zu weinen an. Paul hat die Schulter zerschossen, von damals, als der Fischmeister dem Karpfenjäger aufgelauert hatte, wie Paul gleich erklärt. Susa schimpft fürchterlich. So ein elender Fischmeister. Wegen der paar Karpfen auf einen Menschen zu schießen. Es war ja nur Vogelschrot, wehrt Paul ihre Teilnahme ab. Egal, es hätte auch ins Auge gehen können. So schimpft Susa weiter, während sie Pauls Schulter mit einer Heilsalbe einschmiert. Die Schulter ist entzündet.

Paul badet sich in der Küche sauber. Großmutter kleidet ihn in frische Wäsche und schickt ihn dann gleich hier im Wohnzimmer ins Bett, denn das Bodenstübchen war nicht geheizt. –

Jörg hat lange nicht einschlafen können. Er träumte von der Trunkenboldseele, die durchaus in die Jagdhütte rein wollte. Paul warf glühende Kohlen durch das Fenster. Das nützte ihm aber nichts. Die Seele kam doch hinein und würgte den Bruder. Jörg wachte vor Schreck auf – und sieht den Vater an Pauls Bett sitzen. Am Christbaum brannte ein Lichtstumpf. Jörg richtet sich triumphierend im Bett auf. „Er ist doch gekommen, Vater!“

„Still doch, sei still, mein Junge“, mahnt der Vater.

Vater Jordan trat an den Baum, um das Licht wieder auszulöschen. Jörg bemerkte dabei, daß der Vater ganz naß im Gesicht war, aber froh sah er aus.

Oberschlesischer Volksglaube und Volksbrauch am Andreastage

Von Alfons Perlick

Bei jedem Lebens- und Jahresabschnitt machen sich im Volksleben in stärkster Form immer zwei Bestrebungen geltend: Abwehr dämonischer, übelwollender Kräfte und, damit zusammenhängend, die Befragung der Zukunft. Gerade das Winterhalbjahr mit seiner zeitigen Dunkelheit und den unheimlichen Witterungserscheinungen (Kälte, Schnee, Sturm . . .) gibt dem Geisterglauben eine breite Grundlage. Seit der Einführung des Christentums, also der kirchlichen Zeitrechnung, haben sich neben dem Neujahrstag vorzugsweise im Winter zwei Sammelstellen herausgebildet, an denen sich sichernde Maßnahmen und Loshandlungen häuften: der Weihnachtsabend und der Beginn der Adventszeit. Von dem ältesten Lostag, der in die Weihnacht aufgegangene Winter Sonnenwende, wurde durch die Einführung der weihnachtlichen Vorbereitungszeit, des Advents (6. Jahrhundert), viel Brauchtum getrennt und vor die neue Rüstzeit gelegt. Nach der religiösen Auffassung war derartiges Tun, besonders des nur Gott zustehenden Schauens in die Zukunft, innerhalb der Vorbereitungszeit auf die Ankunft des Erlösers nicht erlaubt. Vom Christentum verdrängter alter Volksglaube fristete also an der Schwelle der erweiterten Weihnachtszeit sein Dasein und band sich nach dem Einsetzen des Andreas-Gedächtnistages (787) an diesen Heiligen. In dem Brauchtum um Andreas haben sich aber nur die Alte halten können, die das Eingehen einer – wenn auch noch so losen – Beziehung zu dem Heiligen ermöglichten. Die aus den Überlieferungen bekannten Drakel an diesem Tage weisen eine besondere Eigenart auf. Sie beziehen sich nicht auf das Wetter, auf Krankheit und Tod, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern vornehmlich auf das Gebiet der Liebe und der Hochzeit und werden hauptsächlich von jungen, heiratslustigen Mädchen gehandhabt. Diese Anhäufung derartiger Sonderformen ist rein äußerlich durch den Namen des Heiligen, in dem die durch Predigten und durch die Behandlung der Legende dem Volke reichlich bekannt gewordene griechische Bezeichnung „Mann“ enthalten ist, veranlaßt worden.¹ In der Volkskunde kommt es öfters vor, daß Heiligen eine bestimmte Funktion auf Grund ihres Namens zugelegt wird.² Vorbereitet und verstärkt wurde diese Einstellung noch durch die Übertragung des kirchlichen Adventsgedankens auf rein menschliche Verhältnisse. Volkstümlich wird die Bindung des „Glückhebens“ an den Andreastag damit erklärt, daß die Apostel am Vorabend des 30. November das Los auswarfen, um festzustellen, wer von ihnen am ehesten den Märtyrertod sterben müsse. Am folgenden Tage ward Andreas gekreuzigt, wie es das Los auch angezeigt habe.³ In bürgerlichen Kreisen kommt das Andreas-Brauchtum besonders im B l e i g i e ß e n

¹ Handbuch d. A. I, 402-03; Schneeweiß, Feste und Volksbräuche 115-16.

² Schneeweiß 116.

³ Philo vom Walde 132.

zum Ausdruck. Beim Gießen des flüssigen Metalls in ein Gefäß mit Wasser muß man einen Wunsch hegen. Die sich bildende Bleifigur bringt man damit in Verbindung;⁴ auch ohne diesen Wunsch sind die sich bildenden Formen zukunftsdeutend.⁵ Wenn z. B. ein Kranz zu erkennen ist, heiratet das Mädchen bald. (Bielig). In launiger Weise schildert Glauer das Bleigießen um 1880 in dem ober-schlesischen Kleinstädtchen Pitschen.⁶ Die Herkunft dieses in ganz Deutschland verbreiteten Brauches ist noch nicht geklärt. Nach Grimm stammt das Bleigießen wahrscheinlich aus Griechenland.⁷

Die Reihe der Bräuche, in denen die Mädchen allein tätig sind, ist sehr groß. Das *Z a u n s c h ü t t e l n* gilt auch in Oberschlesien als das beliebteste Horch-Drakel. Am Abend, wenn es im Dorfe finster geworden ist, mitunter auch zur Mitternachtsstunde, geht das Mädchen an den Zaun des Nachbarn, schüttelt denselben dreimal und spricht:

Zäunchen, Zaun, ich schüttle dich,

Sage nur, wer freiet mich?⁸

RAINZAUN, ich schüttle dich,

Und mein Liebchen melde sich.⁹

Von welcher Seite der Hund bellt oder der Hahn kräht, von da kommt der Freier oder die Braut.

Scheinbar nur im deutschen Ostraum verbreitet ist der Brauch des *G t r o h s c h ü s s e l r ü h r e n s*.¹⁰ Die Mädchen sammeln ihre Schürzen in einer aus Stroh geflochtenen Mulde, die man sonst für das Brotbacken gebraucht. Die Jüngste muß sodann mit verbundenen Augen darin herumrühren und dabei sprechen:

Loßschürze, fege dich,

Feinsliebchen, rege dich.

Die Eigentümerin der herausgefallenen Schürze wird im nächsten Jahre Braut.¹¹

Auch das *K r ä n z e l = o d e r L i c h t e r s c h w i m m e n* scheint sich nur auf den Ostraum zu beschränken. Der erstere Brauch ist bei uns auch am Josephstage üblich. Die Mädchen legen zwei Myrtenblättchen, zweige oder gar Kränzchen in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, bringen die ins Wasser hineingetanen Gegenstände mit einem Finger in eine drehende Bewegung und beobachten die Stellung der Blättchen zueinander. Das eine Blatt trägt den Namen des Geliebten, das andere den Namen des liebenden Mädchens.¹² Aus der Art der Annäherung der Blättchen zieht man

⁴ Philo vom Walde ebd. 136.

⁵ Mainka, Andreastag und seine Bräuche in Oberschlesien. (D. D. 6, 1924, 486-87).

⁶ Glauer, Andreasabend (D. D. 2, 1920, 48; Glauer, Aus einer kleinen Stadt. Alt-Pitschener Erinnerungen). 1924, 83.

⁷ Handbuch d. A. I, 1389.

⁸ Mainka ebd.

⁹ Vgl. Handbuch d. A. I, 400; Schneeweiß 114.

¹⁰ Philo vom Walde, 132.

¹¹ Philo vom Walde 132.

¹² Adamek, St. Andreas und St. Nikolaus. (Aus unserer Heimat, 1924, Nr. 9).

nun Schlüsse auf die Verbindung der gedachten Personen. Geht aber ein Blatt unter, so stirbt nach der Volksmeinung die betreffende Person binnen Jahresfrist.¹³ In gleicher Absicht läßt man Nusschalen, in denen sich kleine Lichter befinden, umherschweben. Hier stellen die Lichter das Leben, die Seele der in Frage kommenden Menschen dar. Der Spruch des Schicksals ist hier nicht zu hart. Entfernen sich die Schalen voneinander, dann muß das arme Mädchen sich bis zum nächsten Jahr trösten.¹⁴

Durch ganz Deutschland ist das Rückwärtswerfen mit einem Gegenstand, insbesondere mit einem Schuhbekleidungsstück verbreitet. Hierher gehört auch das gebräuchliche „L a t s c h e n s c h m e i ß e n“. Die Knechte werfen ihre Pantoffel über das Tor, aber nach vorn herüber; wo der Pantoffel mit der Spitze hinzeigt, daher kommt die Braut. (Bielig). Die Mädchen stellen sich bei demselben Spiel in der Stube bei geöffneter Tür in der Nähe der Schwelle an. Zeigt die Spitze zur Tür, dann wird das Mädchen Braut, d. h. sie verläßt das Haus.¹⁴ In der Pitschener Gegend läßt ein in dieser Form geworfenes Stück Holz günstige oder ungünstige Schlüsse auf baldige Verlobung¹⁵ zu.

Besonders gern bedient man sich des Apfels als Liebesorakel.¹⁶ In dieser Eigenschaft findet er auch beim Schalenwerfen die Verwendung am Andreastage. Eine Schale, die vorsichtig von einem Apfel abgenommen worden ist, damit sie nicht zerreißt, wird an diesem Abend hoch oder über die Schulter nach rückwärts geschleudert. Aus der sich am Boden bildenden Figur wird versucht, einen Buchstaben zu erkennen; er ist der Anfangsbuchstabe vom Namen des zukünftigen Bräutigams.¹⁷

Als Drakel-Instrument werden auch Holzscheite benützt. Recht beliebt ist das S c h e i t e l s c h i c h t e n. Holt ein Mädchen an diesem Abend Holz zum Feuermachen, so schiebt sie ausnahmsweise an diesem Tage die Scheite paarweise hinter dem Hofe mit größter Sorgsamkeit und Hingebung auf. Bleibt kein Stück übrig, so wird sie bald Frau; im anderen Fall muß sie alte Jungfer bleiben. Sind die beiden letzten Scheite ohne Aste, bezw. ohne Knorren, so ist der Bräutigam ein Junggefelle; haben die Stücke dagegen Knorren aufzuweisen, dann ist es ein Witwer.¹⁸ Eine andere Form, das S c h e i t e l g r e i f e n, ist wohl noch bekannter. Die Dorfmadchen greifen beim Dunkelwerden in den Holzschuppen und raffen, ohne zu zählen, eine Anzahl Holzstücke zusammen. Auch hier weist die gerade oder ungerade Zahl auf einen jungen Burschen oder einen Witwer hin.¹⁹

Der Andreastag hat als Loszeit auch eine Drakelform an sich gezogen, die sonst bei uns an Weihnacht und Neujahr gebunden ist und in ihrer Fragestellung nichts mit

¹³ Mainka, ebd.

¹⁴ Adamek ebd.

¹⁵ Glauer ebd.

¹⁶ Handbuch A. I, 513.

¹⁷ Adamek ebd.

¹⁸ Philo vom Walde, ebd.

¹⁹ Adamek ebd.

den Angelegenheiten der Liebe und der Hochzeit zu tun hat. Weil aber in den fortwährenden Abwandlungen auch da und dort ein Hinweis auf das ersehnte eheliche Glück aufgenommen ist, hat sich diese Schicksalserkundigung im Andreasbrauchtum auch heimlich machen können. Als Hauptform dieses Glückhebers gilt wohl folgende Handlung: Man nimmt drei Schüsseln oder Teller, legt unter das erste Gefäß ein Stückchen Brot, unter das zweite ein Klümpchen Lehm und unter das dritte ein Geldstück oder ein Stückchen Blei. Nun muß jedes Familienmitglied dreimal ein Schüsselchen heben, nachdem die Gegenstände darunter heimlich immer wieder vertauscht worden sind. Wer mehrmals Lehm hebt, stirbt innerhalb eines Jahres; wer Brot hebt, der hat das ganze Jahr zu essen; wer Geld oder Blei aufdeckt, dem geht das Geld nicht aus.²⁰ In anderen Abarten tritt z. B. noch die Deutung Kohle = Krankheit, Ring = Hochzeit auf.²¹

In der Zukunftsbefragung am Andreastage spielen auch das „Hahnstochern“ und der „blinde Gänserich“ gerade in den bäuerlichen Kreisen eine große Rolle. Hahn und Gänserich treten von altersher als besondere weissagende Fruchtbarkeits-tiere im volkstümlichen Glauben bei Zauberhandlungen, die sich auf Ehe und Liebe beziehen, auf. Die Mädchen nehmen am Abend eine Stange und gehen damit in den Hühnerstall. Hier wird unter der schlafenden Hühnerschar umhergestoßen („gestochert“). Wird zuerst ein Hahn von der Stange getroffen (das hört man an den Schreckensrufen des berühmten Tieres) dann heiratet das Mädchen noch im nächsten Jahr (Lamsdorf). In anderen Dörfern wiederum versuchen auch die Knechte ihr Glück. Hier verheißt eine aufgeschenkte schreiende Henne baldige Heirat (Bielitz). In Leobschütz kennt man dieses gewaltige Wecken mit der Stange nicht, sondern wartet still auf einen Laut aus dem Hühnerstall. Man muß leise herankommen und sich des Reims bewußt bleiben:

Soekert der Hoahn,

Do Krieg ich an Moan.

Soekert de Henn,

Do Krieg ich kenn.²²

Eine weitere Abwandlung in dieser Verwendung des Tier-Drakels besteht darin, daß die Mädchen wahllos in den finsternen Gänsestall hineingreifen. Erwischt das Mädchen einen Gänserich, ist der Bräutigam bereits in Sicht; „hatte sie aber eine wirkliche Gans, so wären alle Hoffnungen vorläufig zunichte“.²³

Der Gänserich ist überhaupt das auserwählte Tier, dem die Fähigkeit zuerkannt wird, das Schicksal selbstständig zu bestimmen. Eine Anzahl Mädchen treffen sich auf einem Bauernhofe, wo ein besonders starker und schöner „Goansch“ (Gänserich) gehalten wird. Sie holen sich Stühle heran und setzen sich kreisförmig in die Mitte der Stube.

²⁰ Philo vom Walde. 131.

²¹ Sobottag, Sitten und Gebräuche (Pilsch, Ein deutsches Dorf, 1930, 85).

²² Philo vom Walde 131.

²³ Glauber ebd.

Ein Mädchen wird nun beauftragt, den Gänserich aus dem Stall zu holen. Dem Tiere werden die Augen verbunden, und dann läßt man ihn in die Mitte des Kreises hineinlaufen. Aufmerksam wird nun der Gänserich von den Mädchen verfolgt; denn das Mädchen, auf das er zugeht, wird in nächster Zeit Braut.²⁴ Dieser Brauch ist in ganz Deutschland verbreitet.²⁵

Vor allen Dingen versuchen die Mädchen den hl. Andreas durch Gebete dahin zu beeinflussen, daß er ihnen den Zukünftigen wenigstens im Traume zeige. Im Leobschützger Gebiet beten die Mädchen vor dem Schlafengehen:

Deus meus,
Heiliger Andreas,
Gib mir zu erkennen
Wie soll ich ihn nennen,
In der Tat und in der Wahrh't,
Was er täglich, stündlich,
Um und an sich hat.²⁶

Diese Formeln treten inhaltlich und allgemein gleich auf; doch sind sie durch Zersagen immer wieder Veränderungen unterworfen, z. B.:

Herr lieber Andreas,
Gib mir zu erkennen
Wie ich heeß,
Gib mir vor Augenscheen
Welches soll mein Liebster seen.²⁷

Daneben sind noch andere Gebetsfassungen gebräuchlich, bei denen man den Fuß auf das Bett oder auf die vordere Bettwand stellen muß:

Bettelbrat, ich trat dich,
Hl. Andreas, ich hat dich.
Schenk mir a schin Träumalein
Welches doos wird mener sein.²⁸
(Langenau b. Ratscher).

In Oppeln tritt die heiratsfähige Tochter vor dem Schlafengehen gar dreimal das Bett mit den Füßen und spricht dabei:

Bettelbrett, ich trete dich,
Andreas, Schutzpatron, ich bitte dich.
Laß mir heut im Traum erschein',
Welcher wird der Meine sein.

²⁴ Philo vom Walde, ebd.

²⁵ Handbuch d. N. I.

²⁶ Philo vom Walde 132.

²⁷ Schles. Prov.-Bl. 88, 1828, 602.

²⁸ Drechsler 13.

Das übliche Gebet genügt aber noch nicht. Sie nimmt drei Papierröllchen, auf denen je ein Name eines jungen Mannes aus ihrem Bekanntenkreise verzeichnet ist, und legt sie unter das Kopfkissen. Beim Erwachen am nächsten Morgen greift das Mädchen gleich danach. Das Röllchen, das sie zuerst in die Hand bekommt, zeigt ihr den Namen des Bräutigams an.²⁰

Auch *Kirschbaumzweige*, die am Andreastage abgeschnitten und in ein Wasserglas gestellt werden und dann später aufblühen, sind zukunftsdeutend. Kommen die Knospen am Weihnachtstage ordentlich zur Blüte, dann wird die Tochter des Hauses bald Braut.³⁰ An der Zahl der Blüten kann man auch feststellen, wieviel Kinder der Familie in Zukunft entsprossen werden (Lamsdorf). Die Sitte, vor Weihnachten Zweige in das Wasser zu stellen, um sie zum Blühen zu bekommen, ist in Mitteleuropa weit verbreitet. Neben dem Andreastag gilt auch in umfangreicher Weise der 4. Dezember, der Barbaratag, als Termin des Abschneidens („Barbarazweige“).³¹ Vom Andreastag heißt es auch im Leobschützer Volksgebiet: Wer an diesem Tage bezw. Abend keinen Schatten hat, muß im nächsten Jahre sterben.³² Die gleiche Anschauung treffen wir bei uns am Heiligen Abend. Der Glaube beruht auf der Gleichsetzung von Seele und Schatten und ist weit verbreitet.³³

Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes in Oberschlesien

Von Alfons Perlick

Die Deutung und die Geschichte des Weihnachtsbaumes, ohne den heute keine deutsche Weihnachtsfeier zu denken ist, wurde nun endgültig durch Otto Lauffer klar gestellt.¹ Während man bisher versuchte, die Sitte des Weihnachtsbaumes auf die mittelalterlichen Paradiesspiele zurückzuführen, liegt nun unwiderleglich fest, daß sich dieser Baum aus dem Volksglauben an seine Abwehrkraft entwickelt hat, die in besonderer Weise an das Grün der Zweige und an das Licht gebunden war. Als Ursprungsland des Weihnachtsbaumes sind die alemannischen Gebiete um den Oberrhein anzusprechen.² Im 16. Jahrh. ist noch von den Weihnachtsmaien die Rede; 1605 hören wir zum erstenmal

²⁰ Adamek ebd.

³⁰ Philo vom Walde 132; Adamek ebd.

³¹ Handbuch d. N. I, 909-910; Schneeweiß 117.

³² Philo vom Walde. 131.

³³ Schneeweiß 153-54.

¹ O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glaube und Brauch, 1934. (Das aufschlußreiche Büchlein, das als Bd. 1 der Sammlung „Hort Deutscher Volkskunde“ im Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin herauskam, wird hiermit bestens empfohlen. Es ist — auch schon äußerlich schön gestaltet — eine wertvolle Handreichung und Unterhaltung für alle, die sich irgendwie mit Volkstumsarbeit beschäftigen. Die Schriftleitung.)

² Val. O. Lauffer, Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Ztschr. f. Volkskde. N. F. 6, 1936, 233 ff.).

von einem geschmückten Tannenbäumchen. Um 1660 werden in den Kindheitserinnerungen der Liefelotte von der Pfalz u. a. die brennenden Kerzen auf einem Buchsbäumchen, das zu Weihnachten aufgestellt war, erwähnt. Im 18. Jahrh. häufen sich die weiteren Belege; immer aber wird der Weihnachtsbaum als etwas Besonderes und als vornehme Sitte reicher und gebildeter Kreise geschildert. Erst verhältnismäßig spät, im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts, fängt er an, volkstümlich zu werden.³ Bei der Verbreitung dieser neuen Weihnachtsitte ist deutlich ein Vordringen von Westdeutschland nach dem Osten zu spüren.

Als ältesten Beleg für das Auftauchen unseres Weihnachtsbaumes im schlesischen Raume führt Klapper die Erwähnung des Brauches am Brieger Hofe im Jahre 1611 an.⁴ Auch Ang benützt die ausführliche Schilderung dieser Brieger Sylvesterfeier („Kingsumher im Saale standen grüne Tannen, auf denen viele hundert Wachelichten brannten . . .“), um die Geschichte des Baumes und der Weihnachtsfeier überhaupt weiter klären zu helfen.⁵ Beide Hinweise stammen aus den von dem Brieger Stadtsyndikus Koch herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg“.⁶ Schon Becker hat im Anschluß an die Mitteilungen von Ang darauf hingewiesen, daß das angeblich von einem Brieger Gerbermeister Gierth im 17. Jahrh. geführte und von Koch veröffentlichte Tagebuch keine einwandfreie Quelle sei.⁷ Selbst Hoffmann von Fallersleben hat sich anfänglich täuschen lassen und Teile in seiner Monatschrift veröffentlicht. Wuttke konnte geschichtlicherseits hinreichend in seiner Untersuchung Beweise bringen, die diese Veröffentlichung als geschickte Fälschung Kochs genügend kennzeichnen.⁸ Die bisher bekannte Geschichte des Weihnachtsbaumes läßt es auch als unmöglich erscheinen, daß diese Sitte schon im 17. Jahrh. in unserer Heimat bekannt sei. Nach Ostdeutschland drang der Brauch erst frühestens Ende des 18. Jahrh. vor (Berlin um 1780). Die von Koch gebrachte Sylvesterschilderung mit dem Hinweis auf die mit Lichtern geschmückten Tannenbäume möchten wir deshalb auch als einen volkstümlichen Nachweis für die Unechtheit seiner Mitteilung gelten lassen. Andererseits ergibt sich aber aus dieser Veröffentlichung, daß auch in Brieg bei Beginn des 19. Jahrh. — Koch ließ die „Denkwürdigkeiten“ 1829/30 erscheinen — das Christbaumaufstellen und Besetzen mit Lichtern bereits bekannt war. Überhaupt wird man öfters feststellen können, daß

³ Lüdike-Mackensen, Deutscher Kulturatlas, Volkskunde I u. II (Bd. IV, 84 u. 84a); Epauer, Die Deutsche Volkskunde Bd. II, 1935, 170.

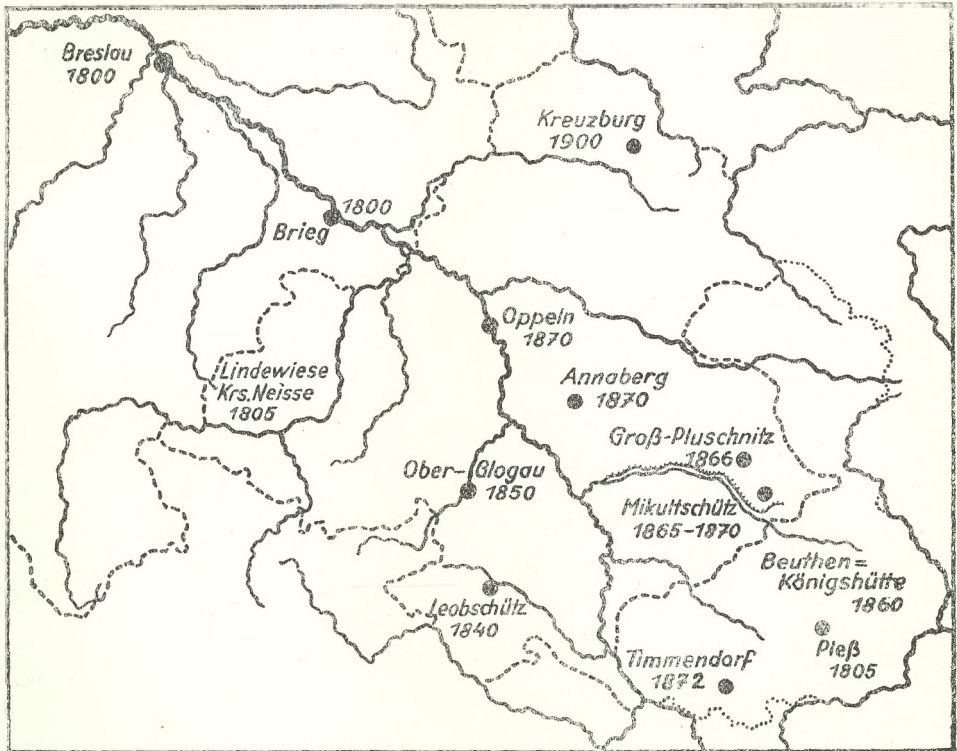
⁴ Klapper J., Schlesische Volkskunde S. 283.

⁵ Ang, Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Pfälz. Museum. Pfälz. Heimatkunde, 18. 1922, 12).

⁶ Herausgegeben 1830 in Brieg; vgl. auch Schmidt E. A., Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla, Brieg 1838. (Sylvesterschilderung S. 65).

⁷ Becker, Pfälzer Weihnachtsbräuche (Pfälz. Museum ebenda, 149, 150).

⁸ Wuttke, Über das Haus- und Tagebuch Val. Gierth's u. d. Herzog. D. E. Breslau 1837; Wuttke, Über die Unechtheit des angeblichen Gierth'schen Tagebuches. Breslau 1839.



Der Weihnachtsbaum in Oberschlesien

bei kulturgeschichtlichen Darstellungen älterer Jahrhunderte, in denen die Weihnachtsfeier zur Schilderung gelangt, der Verfasser aus Unkenntnis der Verhältnisse einer Zeitverwechslung nicht entgeht und den Baum als bereits zum Weihnachtsbrauchtum gehörig erwähnt (z. B. Scheffel, Gelehart). So bringt auch D. Kobel in seiner Veröffentlichung „Aus dem Nachlasse des Jodokus“,⁹ die er nur als Dichtung gewertet wissen will, eine lebendige Schilderung des Weihnachtsfestes und des mit Zuckerwerk behangenen und im festlichen Licht erstrahlenden Weihnachtsbaumes aus dem Jahre 1445. Auch im 18. Jahrh. ist der Baum in unserem Gebiete noch völlig unbekannt. Die Erwähnung des brennenden Weihnachtsbaumes im Jahre 1734 in der Neustädter Gegend kann nicht näher nachgewiesen werden,¹⁰ sie läßt sich auch mit den sonst bekannten Nachrichten über die Geschichte des Baumes in keinerlei Zusammenhang

⁹ Kobel D., Aus dem Nachlasse des Jodokus, Breslau v. J. (S. 5-12: Weihnachten). Bezieht sich auf Jodokus von Ziegenhals, den Abt u. Chronist des Sandstiftes in Breslau.

¹⁰ Maruschke U., Alte und neue Volksbräuche im Kreise Neustadt O. (Neustädter Beiträge zur Heimatkunde, 1929, 43).

bringen. Auch die „Mast- und Jagdordnung“ von 1756, die sonst die Verwendung des Baumbestandes für Volksfeste (z. B. Maifeier, Sommern gehen . . .) untersagt,¹¹ bringt keinerlei Hinweise auf diese Weihnachtsfeste. Die sonst mit viel Nutzen für alle kulturgeschichtlichen Untersuchungen heranzuziehende „Ökonomische Encyclopädie . . .“ von J. G. Krünig (1773 ff.) enthält weiterhin keinen Beleg. Selbstverständlich würden auch nur bei einigermaßen volkstümlich bekanntem Gebrauch des Weihnachtsbaumes die schlesischen Floren von H. G. Mattuschka (*Flora Silesiaca* 1776–1777) und von A. J. Kroker (*Flora Silesiaca* 1787–1790) im Anschluß an die Beschreibung der Fichte oder der Tanne eine Andeutung enthalten. In den scharfen und langen Auseinandersetzungen, die in den Jahren 1795–96 in den Schles. Provinzialblättern wegen Abschaffung der Christnachtsfeiern in den Kirchen geführt wurden,¹² findet unsere Gitte auch keine Darstellung, obwohl im Rahmen der Streitigkeiten reichlich Gelegenheit dazu vorhanden gewesen wäre. Als besonderer Grund, den Christnachtsfeiern beizuwohnen, wurde der durch die Wachsstöcke hervorgerufene Lichterglanz hingestellt und immer auf die dadurch entstehende Feuergefahr für die hölzernen Kirchen hingewiesen. Lediglich ist nur, so auch bei der Goldbergener Christnachtsfeier, von der eine Schilderung aus dem Jahre 1804 vorliegt, die Rede von „großen und kleinen Kindern mit Sternen von mit Öl getränktem Papier, sogenannten Wachsbäumen“¹³ und dergleichen, die mit unzähligen Wachslichtern bespickt sind“ und so mithelfen, die Kirche feierlich zu beleuchten. Auch in den verdienstvollen und aufschlußreichen Mitteilungen von Kl. Lorenz über volkstümliche Vorgänge und ihre amtlichen Beanstandungen, die in Archivalien (1745–1818) ihren Niederschlag gefunden haben, läßt sich kein Nachweis für unsere Gitte führen, obgleich zu den Advents- und Weihnachtsspielen, zu den Dreikönigsuzügen, zum Maiensetzen usw. Stellung genommen wird.¹⁴ So verbietet auch die auf diese Unterlagen zurückgehende Verordnung der Preuß. Regierung in Oppeln vom 9. Oktober 1819¹⁵ u. a. zwar das Herumgehen des Christ-Kindes mit Joseph und dem Knecht Rupprecht und das Abschneiden von jungen Kiefern, Fichten und anderen Bäumen zum sogenannten Sommergehen am Sonntag Lätare, kennt aber die Gitte des Christbaumaufrichtens zu Weihnachten noch nicht.

Und doch ist gerade die Wende um 1800 die Zeit, wo der Weihnachtsbaum seinen Einzug in Breslau gehalten haben mag. Wenn Gugler¹⁶ sich auf eine stichhaltige Unterlage stützen kann, dann hätten wir, soweit es augenblicklich zu übersehen ist, die erste sichere Erwähnung eines Weihnachtsbaumes im schlesischen Gebiete vor uns. Gugler schreibt in seiner Beuthener Programmschrift: „Am Weihnachtsabend 1807

¹¹ Vgl. Perlick, *Waldwirtschaft und oberschlesischer Volksbrauch in der friderizianischen Zeit* (A. d. Beuthener Lande 3, 1926, 101).

¹² z. B. 24, 1796, 331–34; ebd. 559–64; ebd. 334–364; ebd. 584–593.

¹³ Liede, *Denkwürdigkeiten Schlesiens* 1804, 121–123.

¹⁴ Lorenz *El.*, *Zur oberschl. Volkskunde* (D. D. 17, 1935, 396).

¹⁵ *Amtsbl. der Kgl. Opp. Reg.* vom 2. 11. 1819, 422.

¹⁶ Gugler, *Die Nationalpolitische Dichtung in Schlesien* I, 1909, 38.

gedenkt der Bürgermann zwar noch mit Gruseln des gleichen Tages im Vorjahre, wo ihn die feindlichen Granaten in den Keller getrieben hatten, begehrt aber das Fest in gewohnter Weise beim Tannenbaum mit dem Genuß von Fisch, Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen und den unvermeidlichen Mohnklößen“. Der vielleicht zu einem Mißtrauen Veranlassung gebende Ausdruck „auf gewohnte Weise“ soll vielmehr besagen, daß das Fest nun wieder ruhig und friedlich wie in den Vorjahren gefeiert wurde; er will weniger als Zeitangabe, vielmehr als Kennzeichnung des Zustandes verstanden werden.

Der zweite vorhandene Beleg bezieht sich nun auf Oberschlesien und bestätigt auch die allgemeine Tatsache, daß der Baum zunächst nur in protestantischen Kreisen Eingang gefunden hatte und auch draußen im Lande auf den Schlössern nur von Familien dieses Bekenntnisses aufgestellt wurde. Daraus erklärt sich auch das Unbekanntsein dieser Sitte am Eichendorffschen Hofe in Lubowitz. In den sonst reichlich vorhandenen volkswundlichen Notizen in Eichendorffs Tagebuchblättern¹⁷ ist eine Erwähnung unseres Baumes nicht vorhanden. Vom Weihnachtsabend 1820 aber ist vom Pleßer Hofe eine Tagebucheintragung des Prinzen Louis von Anhalt-Köthen-Pleß erhalten, die folgendes besagt: „24. 12. 1820. Um 5 Uhr bekamen meine sämtlichen Bauernkinder das gewöhnliche Weihnachtsbescheer, welches ich bereits seit fünfzehn Jahren alle Jahr veranstaltet hatte. Um 6 Uhr kam Heinrich (Heinrich von Anhalt-Köthen, der Bruder des Prinzen Louis) mit seiner Frau, denen ich oben in der Spielstube bescherte. Es war ein Baum auf dem Tisch und vier größere um den Tisch herumgesetzt, welche alle mit ungeheuer vielen Lichtern besetzt waren.“¹⁸ Da der Prinz diese Art der Einbescherung, wie er selbst verzeichnet, schon 15 Jahre ausführt, läßt sich als Belegjahr für das Auftauchen des Weihnachtsbaumes in Pleß das Jahr 1805 festhalten.

Von der Hauptstadt und den Schlössern im Lande aus wird die Sitte des Weihnachtsbaumaufstellens langsam volkstümlich. Zwischen 1830–40 findet der Weihnachtsbaum in den meisten ober-schlesischen Kleinstädten Eingang und kann in dieser Zeit bereits als allgemein verbreitet angesehen werden. Die Mutter von Fr. Heidenreich-Leobschütz handelte schon 1845 von Leobschütz aus mit „Gnadenfelder Brezeln“, die sie sich dort her holte und als Christbaumbehang in Leobschütz verkaufte. In der Stadt selbst, so teilt Mücke-Leobschütz mit, „war der Christbaum schon zu ihrer Zeit, also in den 40er Jahren, allgemein verbreitet. Frau Kaufmann Deutscher spricht gleichfalls vom Christbaum ihrer Jugendzeit (um 1850) als von einem in der Stadt Leobschütz allgemeinen und unbesprochen verbreitetem Branch.“¹⁹

Von den Kleinstädten aus wird der Baum wiederum in den Dörfern des Landes heimisch. Auffallend ist das frühe Vorkommen in Lindewiese, Krs. Neisse, wo der Tannenbaum in

¹⁷ Vgl. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs. 1907.

¹⁸ Büchs, Volkswundliches aus dem Tagebuch des Prinzen Louis v. Anhalt-Köthen-Pleß. (Oberschl. Volkskunde 3, 1931, S. 6/7).

¹⁹ Frbl. Mittlg. v. Hr. Stud.-Rat Mücke-Leobschütz (15. 3. 36).

der Banernfamilie Weißer seit 1805 aufgestellt wurde, wie Dipl.-Jug. Weißer nachweisen kann.²⁰ Vielleicht läßt sich das verhältnismäßig zeitige Auftreten des Baumes hier durch verwandtschaftliche Beziehungen zu mittelschlesischen Städten hin erklären, denn die ungemein volkskundlich ergiebige Gabschüzer Chronik, die die Überlieferungen aus dem Anfang des 19. Jahrh. des Leobschüzer Kreises eingehend darstellt und auch das Weihnachtsfest schildert, führt diese Sitte für den südwestlichen Teil Oberschlesiens noch nicht an.²¹ In Bezug auf die langsame Verbreitung des Baumes wird allgemein bei den Nachfragen zur Erklärung gebracht, daß „das Land zu arm war, sich einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Als die Eltern von Frl. Heidenreich ein kleines Geschäft (in Gröbzig) einrichteten, konnten sie sich erst dann den Luxus eines Weihnachtsbaumes leisten“. Vielleicht hängt damit zusammen, daß noch in den 70er Jahren „Leute, die keine Kinder hatten, ein Kockstecken provisorisch als Lichterständler hergerichtet hatten“.²² In dem bekannten Waldau'schen Weihnachtsgedicht (1848), wo wir zu armen Leuten in Oberschlesien geführt werden, ist von einem Christbaum noch nicht die Rede.²³ Maruschke führt auch das Vorkommen einer „Christbürde“ im Kreise Neustadt für das Jahr 1830 an.²⁴ Von dem Neisse-Leobschüzer Raum dringt der Baum in das Berggebiet ein und faßt auch jenseits der Grenze Fuß; so z. B. lebte man Ende der 70er Jahre in Köwersdorf den Weihnachtsbaum als etwas nicht Katholisches, Weltliches ab und pflegte im Gegensatz dazu nur die Aufstellung von Krippen.²⁵

Auf der rechten Oberseite unseres Gebietes tritt dieser neue Weihnachtsbrauch im bürgerlichen und bäuerlichen Jahreskreislauf etwas später auf. Zwischen 1840 bis 1860 dringt er hier allgemein in die Städte ein und gelangt dann langsam in die Dörfer des Weichbildes; vornehmlich sind es hier wieder die Lehrer- und Pfarrhäuser, die den Baum zuerst in das Weihnachtsbrauchtum aufnehmen. Im obereschlesischen Industriebezirk kennt man ihn um 1860 nur vereinzelt in Familien.²⁶ Erst die Kriegsjahre 1870/71 lassen ihn wirklich volkstümlich werden. Das gemeinsame Erlebnis und die überall an der Front veranstalteten Weihnachtsfeiern wirkten sich dahin aus, daß der Baum nicht nur in Oberschlesien, sondern im gesamten deutschen Kulturgebiet von den einzelnen Familien eingeführt und hier fortan gepflegt wird. In Goldenau bei Proskau ist er 1870 noch nicht bekannt;²⁷ um 1872 taucht er aber schon in Timmendorf, Krs. Pleß, im Lehrerverhause auf.²⁸ 1877 hat er zum erstenmal auf dem Annaberger ge-

²⁰ Frdl. Mittlg. v. Hr. Dipl.-Jug. Weißer-Neisse (30. 11. 33).

²¹ Vgl. Vogt, Aus alten Tagen. 1898.

²² Mittlg. v. Hr. Dipl.-Jug. Weißer-Neisse.

²³ Mat - W. Müller, Zug ins Land Oberschlesien. 1926, 89.

²⁴ Maruschke ebd.

²⁵ Frdl. Mittlg. v. Hr. Stud.-Rat Mücke-Leobschüz.

²⁶ Klausmann, Oberschlesien vor 55 Jahren. 1911, 162.

²⁷ Vgl. Grabowski, Weihnachtsfitten im Oppelner Kreise (Opp. Heimatbl. 1925, Nr. 20).

²⁸ Frdl. Mittlg. v. Hr. Rektor Broun (mündl.).

brannt.²⁹ In den 80er Jahren wird er auch vereinzelt in Anhalt-Gatsch beobachtet.³⁰ Um 1900 kann Kölling aus dem Kreuzburger Gebiete melden: „Der deutsche Christbaum hat sich längst Eingang verschafft in allen Bürgerhäusern und zieht mit den kleinen Kinderschulen auch in die Dörfer und Kolonien ein. Mit ihm nimmt die Einbescherung am Morgen des ersten Feiertages, die früher ganz allgemein hier üblich war,³¹ ab“. Kölling weist hier zum erstenmal auf die mit der Einführung des Christbaumes verbundene Verschiebung der Einbescherung hin, eine Tatsache, die bisher wenig beachtet worden ist.

Die Verbreitung des Baumes im schlesisch-oberschlesischen Gebiete nimmt nun in den folgenden Jahren immer weiter zu. In dieser Zeit werden auch stets der Lehrer, der Pfarrer, der Inspektor, wohlhabende Familien, reiche Bauern als erste Träger dieses neuen Brauchtums auf dem Lande draußen genannt. Der Weltkrieg gibt wieder Anlaß für eine verstärktere Aufnahme, und heute kann man feststellen, daß der Weihnachtsbaum wohl in jedem Hause in Stadt und Land³² Einzug gehalten hat und dem Weihnachtsabend mit seinem Lichterglanz Wärme, schlichte Festlichkeit und Feierlichkeit verleiht. Auch in der Kirche hat er Aufnahme gefunden und gestaltet hier mit seiner einfachen Natürlichkeit die Pracht der Weihnachtsfeiertage aus. In den letzten Jahren kommt der Baum auch auf den Plätzen der Stadt und des Dorfes als Sinnbild der Gemeinschaft, des Schenkens und des Friedens zur Aufstellung.³³

In den umliegenden Grenzgebieten Schlesiens wird der mit Licht besteckte Baum in gleicher Weise erst im 19. Jahrh. bekannt. Während er für Berlin in den Jahren 1780–1824, in Dresden für 1807 belegt werden kann, dringt er in die weiter südwärts gelegenen katholischen Landesteile erst später ein, wie z. B. in München 1830, in Wien 1816. In Prag bezieht sich die erste Nachricht auf das Jahr 1820.³⁴ Übrigens stellt Zibet fest, daß besonders Christoph Schmidts Erzählung „Weihnachtsabend“ als Urheber der Christbaumsitte im tschechischen Volke gelten kann.³⁵ Für Krakau ist die Zeit um 1850 als erster Einführungsstermin für den Weihnachtsbaum angegeben.³⁶ Wenn auch der Baum im westpolnischen Gebiete neuerdings ziemliche Verbreitung gefunden hat, so kann man von einer allgemein volkstümlichen Sitte heute noch nicht sprechen. Es ist darauf hinzuweisen, daß die Verbreitung des mit Lichtern besteckten Weihnachtsbaumes auch innerhalb des deutschen Volkstraumes in gewisser Weise vom Hausbau abhängig ist. In kleinen, niedrigen Stuben der noch aus Holz erbauten

²⁹ Vgl. Wiensel, Pflanzen im obereschl. Volkstum (D. D. 13, 1931, 75).

³⁰ Backwig, Die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch in Oberschles. 281–82.

³¹ Kölling, Absonderliche Sitten... (Mittlg. der Schlef. Ges. für Volkskunde 5, 1903, 76).

³² Vgl. Chrobok L., Der Weihnachtsbaum unserer Dörfler (M. d. Beuth. Lande 2, 1925, 205–6).

³³ Vgl. Becker-Lardel, Der Weihnachtsbaum für alle (Niederdtsh. Zschr. f. Volkstde. 11, 1933, 118–19).

³⁴ Vgl. Lauffer, Der Weihnachtsbaum, 42.

³⁵ Cesky Lid. 24, 107–112.

³⁶ Vgl. Lüdke-Makensen, Kulturatlas.

Häuser wird der Lichterbaum immer leichter zu Feuersgefahr Anlaß geben als in hohen, massiv errichteten Wohnräumen. Fischer nennt den Weihnachtsbaum in seiner Volkskunde noch nicht, weist aber darauf hin, daß bei Soralen kleine Bäumchen oder die Spitzen von Bäumchen an diesem Tage benützt werden, um sie über die Tür zu hängen oder an der Stubendecke zu befestigen.³⁷ K. Moszynski zeigt in seinem Atlas einige verstreut liegende Brauchtumsstellen, in denen am Weihnachtsabend Umgänge mit Nadelbäumchen erfolgen.³⁸ Der geschmückte Lichterbaum ist aus dem deutschen Gebiete auch zu den Südslawen vorgebrungen und lebt hier zum Teil unter dem deutschen Namen *križbam* weiter.³⁹

In unseren vorstehenden Hinweisen konnte die Wanderbewegung des Weihnachtsbaumes im schlesischen Raume von Norden nach Süden und die Weiterverbreitung in die umliegenden Grenzgebiete nachgewiesen und näher gekennzeichnet werden. Wenn auch für die allgemeine deutsche Brauchtumsforschung keine wesentlich neue Feststellung zu verzeichnen war, so sind doch damit weitere Nachrichten von der Verbreitung unserer Weihnachtsfeste im deutschen Osten bekanntgegeben worden, die die bisherigen dürftigen Belege (1808: Alt-Preußen; 1815: Danzig) gerade nach dem Südosten um eine Anzahl ergänzten.

³⁷ Fischer, *Lud Polski* 1926, 149.

³⁸ Moszynski K., *Atlas kultury ludowej w Polsce* 1934, I. 2, Nr. 12.

³⁹ Schneeweiß, *die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten* 1925, 194.

Die Quellen im Kreise Groß Strehlitz

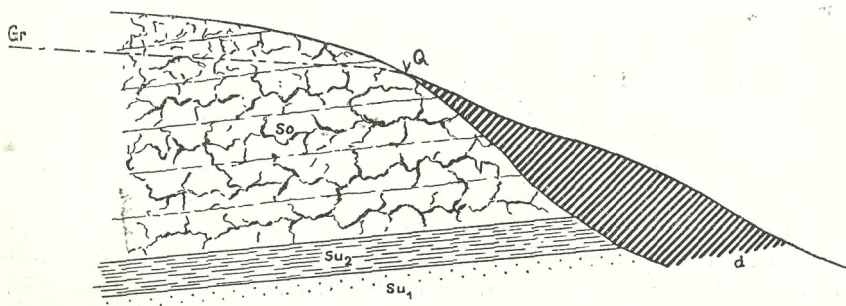
Von Alßmann

Im südlichen Teil des Kreises Groß Strehlitz gibt es fast keine an der Erdoberfläche abfließenden Gewässer, dagegen zahlreiche, zum Teil sehr starke Quellen. Die Erklärung hierfür ist nicht schwer. Südlich der Linie Himmelwitz-Stubendorf durchquert der Helm den Groß Strehlitzer Kreis, ein flacher, schildartiger Höhenrücken, der im wesentlichen von den Kalksteinen des Rötts und des Muschelkalks aufgebaut wird. Da die Kalksteine vielfach stark klüftig sind und nur hin und wieder einmal eine schwache Decke sandig-lehmiger Diluvial-Schichten tragen, können die atmosphärischen Niederschlagsmengen nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil an der Erdoberfläche abfließen, sondern werden vornehmlich in den Klüften des Kalksteingebirges versickern. Treffen sie dort auf eine wasserundurchlässige Schicht, so werden sie darüber angestaut. Daher sind die Spalten und Klüfte des Kalksteingebirges bis zu einer gewissen Höhe über der stauenden Schicht mit Wasser angefüllt. Die dort aufgespeicherten Wassermengen bilden also große unterirdische Wasserreservoirs, die nicht nur für die Wasserversorgung des Kreises Groß Strehlitz sondern eines großen Teiles von Oberschlesien von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Geben nun diese Speicher

einen Teil des Wassers auf irgend eine Weise an die Erdoberfläche wieder ab, so entstehen Quellen. Die bedeutendsten und bekanntesten unter ihnen sind die Quelle des Padolebaches bei Mariengrund (Poremba) (die sogen. „Heiligen Quellen“), die Quelle des Rosniontauer Wassers in Kurzbach (Rozniontau), die Quelle des Himmelwitzer Wassers bei Quellengrund (Blottnitz) (sogen. „Tausend Quellen“), die Quelle des Suchauer Wassers bei Suchau, die Quelle des Rosmierzer Baches in Ungerbach (Rosmierz) und die Quellen von Quellental (Gonschiorowitz).

Die Quelle des Padole-Baches (250 m über NN) und die Quellen von Scharnosin (254 m über NN)

Wenn man von Bergstadt (Leschnitz) das Mariengrundtal aufwärts geht, kommt man ungefähr 100 m nördlich der Stockau-Mühle zur Quelle des Padolebaches. Die Quelle hat eine Ergiebigkeit bis 40 l/sec. und ist bis jetzt noch nie versiegt. Früher hat der aus der Quelle abfließende Bach auf seinem 1 km langen Lauf bis Bergstadt (Leschnitz) 3 Mühlen getrieben. Der kleine Quellteich wird auf der Nord- und Ostseite von steilen Hängen eingefasst, an deren Fuß das Quellwasser aus klüftigem Kalkstein austritt. Der Kalkstein gehört dem Röt an und zeichnet sich durch zahlreiche Spalten und Hohlräume aus, die ihn in den verschiedensten Richtungen durchziehen. Er wird von dem roten Ton des älteren Buntsandsteins unterlagert, der wasserundurchlässig ist und daher das in den Klüften und Spalten des Röts zirkulierende Wasser über sich anstaut. Da die Entwässerung des Annaberger Hochlandes in südlicher Richtung erfolgt, müßte eigentlich das Quellwasser unmittelbar über dem roten Ton austreten. Das ist jedoch nicht der Fall. Während der Eiszeit wurde nämlich am Südhang der Hochfläche über den austreichenden Kulin- und Buntsandsteinschichten toniger Geschiebemergel in beträchtlicher Mächtigkeit abgelagert, der im Mariengrunder Tal bis zur Padolequelle reicht. Dadurch wurde das Wasser in den Rötsschichten soweit angestaut, daß jetzt der Quellen-



Geologische Lage der Quelle des Padole-Baches bei Mariengrund (Poremba)

So = klüftige Kalksteine und Dolomite des Röts; Su₂ = roter Ton des älteren Buntsandsteins; Su₁ = rötlicher Sand und mürber Sandstein des älteren Buntsandsteins; d = Geschiebemergel des älteren Diluviums; Gr = Grundwasserkurve; Q = Quelle

austritt ca. 30 m höher liegt als ursprünglich. Die Quelle des Padole-Baches ist also eine typische Überlauf-Quelle.

Zur gleichen Art gehören die

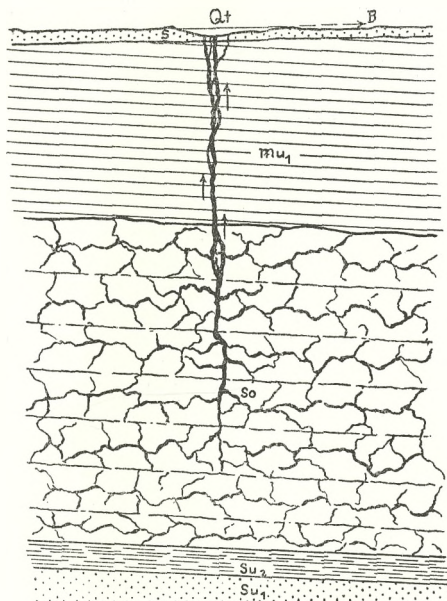
Quellen von Scharnosin,

die in der Sohle der Scharnosiner Talschlucht an der östlichen Talseite aus den dort anstehenden Köttschichten hervorbrechen. Die Quellen haben also die gleiche geologische Position wie die Padolequelle. Die spaltenreichen, wasserführenden Kalksteinschichten werden hier durch das tiefe Scharnosiner Tal angeschnitten, wobei sie Wasser nach dem Tal zu abgeben. Je nach der Wassermenge, die den Kalksteinflüsten durch die allgemeine Grundwasserbewegung hier zugeführt wird, werden die Quellen im Scharnosiner Tal stärker oder schwächer fließen.

Die Quelle des Rosniontauer Wassers (228 m über NN) liegt in Kurzbach (Rosniontau) 300 m südlich der Straße Groß Strehlig-Sogolin. Sie bildet einen kleinen Teich, aus dem ein ziemlich starker Bach, das Rosniontauer Wasser, abfließt. Der Bach hat 500 m weiter unterhalb früher eine Mühle getrieben. Daß der Mühlenbesitzer auf einen Anstau des Baches verzichten konnte, ist ein Beweis, daß das Wasser früher sehr regelmäßig und reichlich geflossen sein muß. In den trockenen Jahren 1928–35 war die Quelle dagegen sehr häufig versiegt. Am 5. August 1936 betrug die Quellschüttung etwa 60 l/sec.

Die Entstehung der Quelle hängt natürlich eng mit dem geologischen Aufbau der Umgebung von Kurzbach (Rosniontau) zusammen. Den Westhang des Kurzbacher Tälchens bilden Sande, Kiese und grobe Schotter des Diluviums, während am Osthang die Gogoliner Schichten des unteren Muschelkalks anstehen. Es hat zunächst den Anschein, als ob die Quelle, die aus den diluvialen Ablagerungen austritt, auch ihre Wasserzufüsse aus jenen Schichten erhält. Das trifft indessen nicht zu. Bedenkt man nämlich, daß die im Höchstfall 8–10 m mächtigen Schichten nur in 3–600 m Breite und etwa $1\frac{1}{4}$ km Länge die westliche Talseite begleiten, so erkennt man unschwer, daß ihr Einzugsgebiet für atmosphärische Niederschläge zu klein ist, um das Wasser für die zeitweise sehr stark fließende Quelle zu liefern. Man wird daher nach einer anderen Erklärung für die Entstehung der Quelle suchen müssen. Die auf dem Osthang des Tales anstehenden Kalksteine unterteilen selbstverständlich auch die diluvialen Ablagerungen auf dem Westhang. Ihre Mächtigkeit mag an der Quelle selbst etwa 30 m betragen. Unter ihnen lagern die Kalksteine und Dolomite des Kötts in etwa 60 m Mächtigkeit. Dann folgen der rote Ton des älteren Buntsandsteins von etwa 5–10 m Dicke und darunter die 20–25 m mächtigen, rötlichen, verbackenen Sande und mürben Sandsteine derselben Formation, welche dann das Hangende des Kulms sind. Die Gogoliner Schichten setzen sich zum großen Teil aus etwas tonhaltigen Kalksteinbänken zusammen. Wasserführende Klüfte kommen in ihnen selten vor, fehlen jedoch nie ganz. Trotzdem kann man die Gogoliner Schichten als schwer-wasserdurchlässig ansehen, da sie erfahrungsgemäß die wasserführenden, klüftigen Kalksteine und Dolomite des Kötts nach oben hin abdichten. Das auf den Spalten und Klüften des Kötts zirkulierende Wasser wird wie bei Mariengrund (Poremba) und Scharnosin über dem roten Ton des älteren Buntsandsteins angestaut. Liegen nun die marinen Köttschichten in größerer Tiefe wie

hier in Kurzbach (Rosmontau), wo sie von den Gogoliner Schichten in 30 m Mächtigkeit überdeckt werden, so sind nicht nur alle Klüfte dieser Stufe mit Wasser angefüllt, sondern das Wasser steht in diesen Klüften noch unter Druck. Auf einer breiten Kluft, die durch die Gogoliner Schichten in vertikaler Richtung hindurchgeht und bis in die wasserführenden Röttschichten hinabreicht, kann dann das Wasser emporsteigen und wie hier über Tage ausfließen. Auf diese Weise entsteht eine „artefische Quelle“, und als solche haben wir die des Rosmontauer Wassers anzusehen.



Geologische Lage der Quelle von Kurzbach (Rosmontau)

Su₁ = rötlicher Sand und Sandstein des älteren Buntsandsteins; Su₂ = roter Ton des älteren Buntsandsteins; So = klüftige Kalksteine und Dolomite des Röts; mu₁ = luftarme Kalksteine der Gogoliner Schichten des unteren Muschelkalks; S = diluvialer Sand; Qt = Quellteich; → B = abfließender Bach

Die Quelle des Himmelwitzer Wassers (228 m über NN) liegt etwa 1 km nördlich von Quellengrund (Blottwitz) im Haldenauer (Centawa) Forst. Der etwas angestaute Quellteich ist von hohen, alten Bäumen umgeben und bietet so das Bild einer bezaubernd schönen Waldlandschaft. Auf seinem Grunde erblickt man hier und da kleine Sandsprudel, die darauf hindeuten, daß das aufsteigende Wasser unter Druck steht. Die Quelle ist selbst in der niederschlagsarmen Zeit von 1928–35 nie versiegt. Ihre Ergiebigkeit beträgt in Jahren mit normaler Niederschlagsmenge etwa 30–40 l/sec. geht jedoch bei anhaltender Trockenheit auf etwa 16 l/sec. zurück. Geologisch betrachtet ist die Quelle in einer flachen, nord-südlich verlaufenden, 700–900 m breiten Niederung gelegen, die von 3–4 m mächtigen, sandig-lehmigen, alluvialen und diluvialen

Schichten ausgefüllt ist. An beiden Seiten stehen die Kalksteine der Gogoliner Schichten an, die ebenfalls noch eine schwache Decke diluvialer Ablagerungen tragen. In der Nähe der Quelle sind die Gogoliner Schichten in höchstens 2 m Tiefe zu erwarten. An einer Stelle im Quellteich durchragen sie sogar den Sand. Ihre Mächtigkeit dürfte hier etwa 20 m betragen. Wie wir sehen, ist der geologische Aufbau ähnlich wie bei Kurzbach. Das Kurzbacher Tal ist nur etwas tiefer eingeschnitten, und die diluvialen Ablagerungen an den Talrändern haben dort eine größere Mächtigkeit als bei Quellengrund. Die beträchtlichen Wassermengen, welche die Quelle des Himmelwitzer Wassers zu Tage fördert, können ebensowenig aus den schwachen diluvialen Sandschichten stammen wie bei der Kurzbacher Quelle. Da das austretende Quellwasser unter Druck steht, kann es nur aus dem Röt kommen, von wo es auf einer oder mehreren Spalten durch die Gogoliner Schichten hindurch emporzudringen vermag.

Die Quelle des Suchauer Wassers (189 m über NN) Drei Kilometer nördlich von der Stelle, wo das Kosniontauer Wasser versickert, liegt die sogen. Quelle des Suchauer Wassers. Es handelt sich hier nicht um eine einzelne Quelle sondern um ein Quellgebiet, das auf einer Wiese dicht neben der Duppelner Chaussee liegt. Ein Quellteich ist auch nicht vorhanden. Von den zahlreichen Quellaustritten führen kleine Wassergräben und Rinnsale zum Hauptabflußgraben, in dem sich das Wasser sammelt. In den letzten 15 Jahren war das ganze Quellgebiet zeitweise trocken, so daß der Suchauer Bach im wesentlichen von kleineren, weiter nordwestlich gelegenen Quellen gespeist wurde. Am 5. August 1936 flossen 20 l/sec. aus dem Hauptquellgebiet ab.

In der Nähe des Hauptquellgebiets liegt an der Erdoberfläche diluvialer Sand in über 2 m Mächtigkeit. Darunter folgen die ältesten Schichten des oberen Muschelkalks, die sogen. Alt Tarnowitzer Schichten. Es hat zunächst den Anschein, als ob sich das Quellwasserbecken in dem diluvialen Sande befinden und die tonig-verwitterten Kalksteine der Alt Tarnowitzer Schichten die wasserhaltende Schicht abgeben, über denen sich das einsickernde Wasser sammelt. Dagegen spricht aber schon die geringe Mächtigkeit des Sandes, die 3-4 m kaum überschreiten dürfte, so daß die Kalksteine keinen genügend großen Speicher für die zeitweise sehr stark fließende Quelle abgeben können. Überdies treten die Alt Tarnowitzer Schichten bereits dicht neben dem alten Chausseewärterhaus, das kaum 250 m von dem Quellgebiet entfernt liegt, an die Erdoberfläche, was auf eine nur eng begrenzte Verbreitung der mächtigen diluvialen Ablagerungen schließen läßt.

Die Alt Tarnowitzer Schichten besteht zum großen Teil aus mergeligem Dolomit sowie dolomitischem Kalkstein und dürften unter dem Quellgebiet vielleicht noch 5-6 m Mächtigkeit haben. In der Nähe der Erdoberfläche sind sie gewöhnlich etwas tonig verwittert, wobei fast sämtliche Klüfte mit Verwitterungslehm angefüllt und verschlossen wurden. Dadurch werden sie sehr häufig - wie auch die Gogoliner Schichten - zu einer schwer wasserdurchlässigen bzw. wasserhaltenden Schicht. Im Liegenden der Alt Tarnowitzer Schichten stehen die ca. 30 m mächtigen Kalksteine und dolomitischen Kalksteine des mittleren Muschelkalks an, die zahlreiche Klüfte und Spalten haben, welche unter dem Grundwasserspiegel mit Wasser angefüllt sind. Steht das Wasser darin unter Druck, so wird es auf einer natürlichen Kluft des darüber lagernden Ge-

birges einen Weg nach oben suchen und eine Quelle bilden. Auf diese Weise hat man sich auch das Quellgebiet des Suchauer Wassers zu erklären. Es ist ebenfalls artesischen Ursprungs und auf ganz gleiche Weise entstanden wie die Quellen des Kosniontauer und des Himmelwitzer Wassers; nur liegt hier der Wasserspeicher nicht im Röt sondern im mittleren Muschelkalk.

Die Quelle des Kosmierzer Wassers (150 m über NN) befindet sich am Westausgang des Dorfes Ungerbach (Kosmierz). Sie hat eine etwas geringere Schüttung als die bisher beschriebenen Quellen, ist aber in den trockenen Jahren 1928–35 nicht versiegt. Ihre Ergiebigkeit ist schwer festzustellen, da in den etwas angestauten Quellteich auch das gesamte Abflußwasser hineingeht, welches in der Ungerbacher Senke zusammenläuft. Sie dürfte wohl ungefähr ebenso groß sein wie die der Quelle des Suchauer Wassers.

Geologisch betrachtet liegt die Quelle in einer flachen, etwa nord-südlich gerichteten Salzniederung, die von diluvialem Sand, Geschiebemergel und etwas alluvialer Moorerde ausgefüllt wird. Darunter lagern in 2–3 m Tiefe die Groß Wilkowitzger Konglomeratschichten des oberen Muschelkalks, welche in einigen 100 m Entfernung südlich und westlich der Quelle fast unmittelbar zu Tage treten. Am nördlichen Rand der Niederung steht die jüngste Stufe des oberen Muschelkalks, die Boruschowitzer Mergelschiefer, an.

Auch diese Quelle erhält ihre Wasserzuflüsse nicht aus den quartären Schichten, die hier überdies nur zu einem geringen Teil aus wasserdurchlässigen Sedimenten bestehen, sondern ebenfalls aus dem Muschelkalk. Die unter der Quelle durchstreichenden Groß Wilkowitzger Konglomeratschichten enthalten hauptsächlich dicke, kristalline Kalksteinbänke, die z. T. durch schwache Tonmergelschichten voneinander getrennt werden. Sie haben sehr wenig Klüfte und daher mehr die Eigenschaft einer wasserhaltenden als einer wasserführenden Schicht. Da die unter ihnen lagernden Alt Larnowitzer Schichten, wie bereits geschildert, im allgemeinen schwer wasserdurchlässig sind, können die Quellwasser wiederum nur aus den stark klüftigen, wasserreichen Kalksteinen des mittleren Muschelkalks stammen, von wo aus sie infolge des Druckes, unter dem sie stehen, auf einer oder mehreren offenen Spalten den Weg nach oben gefunden haben. In der Nähe der Quelle durchziehen mehrere Störungen das Gebirge, sodaß das Aufsteigen des Quellwassers sehr wahrscheinlich hier auf einer Verwerfungsspalte geschieht.

Die Quellen von Quellental (Gonschiorowitz) 204,5 m über NN) Besonderes Interesse verdienen die Quellen von Quellental. Man findet hier nicht etwa nur eine einzelne Quelle vor, sondern ein ganzes Quellsystem, das am westlichen Talrand des Himmelwitzer Wassers austritt. Die stärksten Quellen, die unter dem Namen „Quellentäler Quellen“ bekannt sind, liegen im Ort neben der Schmiede, wo das Quellwasser am Fuße der Paacklage der Dorfstraße an mehreren Stellen hervorbricht. Die eigentlichen Quellaustritte sind von der Dorfstraße bedeckt. Die Schüttung dieser Quellen ist schwer zu bestimmen, da das Quellwasser nicht in einem Quellteich gesammelt wird, dessen Abfluß dann leicht gemessen werden könnte, sondern sich von den zahlreichen Quellaustritten aus in eine flache, etwa 10 m breite Erosionsrinne ergießt, die bereits 40 m weiter in den Stauteich des Himmelwitzer Wassers übergeht. Sie mag in Jahren mit normalen Niederschlagsmengen etwa 50–60 l/sec. betragen.

In besonders trockenen Zeiten ist sie geringer. Vollkommen versiegt ist die Hauptquelle bis jetzt noch niemals. Schwächere Quellen treten nordwestlich der Hauptquelle am Salrande aus. Sie sind von den Einwohnern zum Teil gefaßt und als Wassereutnahmestellen eingerichtet worden. Infolge des Anstaaes des Himmelwitzer Wassers bei Quelltal liegt ein Teil der Quellenaustritte unter Wasser, sodaß sie nur dann gut zu erkennen sind, wenn von dem aufsteigenden Wasser kleine Sandsprudel gebildet werden. Da die Quellen von Quelltal in der Zone der untersten Stufe des oberen Muschelkalks (Alt Larnowitzer Schichten) auftreten, entspricht ihre geologische Position derjenigen der Suchauer Quelle. Das Quellwasser stammt also aus dem mittleren Muschelkalk, von wo es auf offenen Spalten des darüberliegenden Kalksteingebirges durch seinen artesischen Druck emporzusteigen vermag. Da die beobachteten Quellaustritte sämtlich auf einer geraden nordwest-südöstlich gerichteten Linie angeordnet sind, darf man wohl annehmen, daß auf ihr die Hauptquellspalte liegt. Zur Gruppe der Quelltaler Quellen gehören auch die Quellen westlich der Mendla-Mühle, etwa 500 m nördlich von Quelltal. Die Quellenaustritte befinden sich in 2 großen Quellteichen, die 100 bzw. 200 m lang, etwa 50 m breit sind und sich bis an den Salrand des Himmelwitzer Wassers erstrecken. Fast sämtliche Quellaustritte liegen am Rande der Teichsohle, nur wenige in deren Mitte. In der Nähe der Quellteiche, die durch die erodierende Tätigkeit der Quellwasser selbst entstanden sind, lagert allenthalben diluvialer Sand, der den oberen Muschelkalk in mehr als 2 m Mächtigkeit überdeckt. Die von unten her aufsteigenden Quellwasser sind ursprünglich am Salrand ausgetreten. Hier wurde durch ihre erodierende Tätigkeit zunächst eine kleine Rinne geschaffen, die sich dann allmählich nach rückwärts und seitwärts verbreiterte, bis die großen Quellteiche ausgeräumt waren, die heute als Fischteiche genutzt werden.

Zum Schluß könnte man sich noch die Frage vorlegen, ob die starken Quellen, die aus dem Röt und dem Muschelkalk kommen, in früheren Jahren stärker als heute geflossen sind. Die Frage ist wohl zu bejahen. Noch vor kaum 70 Jahren begnügte man sich in Oberschlesien mit Brunnen, die nur ganz ausnahmsweise einmal in die großen Grundwasserspeicher hinabreichten, aus denen die starken Quellen gespeist werden. Erst als man später begann, Bohrbrunnen in ständig wachsender Zahl anzulegen, die artesisches Wasser lieferten, das Tag und Nacht ständig frei auslief, wurde das Wasserkapital der großen Speicherräume angegriffen und soweit vermindert, daß das Wasser eines großen Teiles der betreffenden Brunnen nicht mehr zu Tage kam. Der Wasserverbrauch war also größer geworden als die natürliche Ergänzung des Vorrats in den unterirdischen Speicherräumen. Dieser Vorgang konnte selbstverständlich auf die Ergiebigkeit der Quellen nicht ohne Einfluß bleiben.

Den Quellteich des Rosniontauer Wassers in Kurzbach und die Quelle des Padolebaches bei Mariengrund zeigten wir im vorigen Heft des „Oberschlesiens“ im Bilde (Heft 11, Jahrg. 1936 des „Oberschlesiens“).

Abbildung aus dem Katalog: Friedrich der Große und sein Kreis, Ausstellung im Museum der bildenden Künste, Breslau 1936



Antoine Pesne, Friedrich der Große als Kronprinz



Antoine Pesne, Juliane Freifrau von Buddenbrock

Abbildung aus dem Katalog: Friedrich der Große und sein Kreis, Ausstellung im Museum der bildenden Künste, Breslau 1936

Bildnisse Friedrichs des Großen und seines Kreises in schlesischem Privatbesitz

Von Cornelius Müller

Jedes geschichtliche Bewußtsein bringt ein Bedürfnis nach Anschauung mit sich. Je mächtiger die historische Situation, je stärker die mit ihr verknüpfte Persönlichkeit, zumal, wenn sie der Schöpfer dieser Situation ist, einen desto reicheren Niederschlag davon sucht unser Anschauungsbedürfnis im Reich der bildenden Kunst. So ist es kein Zufall, daß sich in Schlessen, der in hartem Ringen von Friedrich dem Großen eroberten preussischen Provinz, wo dieser Herrscher mit seiner Erscheinung und mit seinen Taten am nachdrücklichsten gewirkt hat, abgesehen natürlich von Berlin und Potsdam, die bedeutendsten und meisten Bildnisse von ihm erhalten haben. In einer Ausstellung zum Gedenken an den 150. Todestag Friedrichs des Großen versuchte das Schlessische Museum der bildenden Künste in Breslau Rechenschaft über den Besitzstand an Bildnissen Friedrichs und seines Kreises in Schlessen abzulegen. Es war selbstverständlich, daß es nicht nur historische, sondern zugleich auch künstlerische Dokumente sein sollten, die sich hier vereinigten. Damit sollte der Kunst gedient werden und der historischen Anschauung und Lebendigkeit. Es ist nicht so, daß der große Stoff genügt, um eine mittelmäßige Darstellung zu legitimieren, sondern umgekehrt. Die Erhabenheit des Gegenstandes gewinnt erst ihre Wirkung und Zündkraft durch die kongenial, höchsten Ansprüchen genügende künstlerische Formung. Wir haben hier den Fall, wo in der Vereinigung des Künstlerischen und des Inhaltlichen Keins vom anderen zu trennen ist, beide Momente stützen und steigern sich zu erhöhter Wirkung. Damit war von vornherein gegeben, daß wir uns mit einer Auswahl begnügen mußten, daß die zahllosen schwachen Werkstattarbeiten von Friedrichsbildern, wie sie in Schlessen besonders weit verbreitet sind, auszuschneiden und auch Kopien von Freundesbildnissen nur als Behelf zu gelten hatten. Das historisch Dokumentierte sollte sich mit dem künstlerisch Authentischen vereinigen. So waren in dem Menzelsaal des Museums zwar nicht viele, aber in ihrer beschränkten Anzahl um so gewichtiger wirkende Kunstwerke vereinigt, die dem Gedanken des Gedächtnisses so am besten dienen konnten. Sie legten zugleich Zeugnis ab von der fruchtbaren Wechselwirkung zwischen historischem Geschehen und künstlerischer Schöpferkraft.

Von dieser Ausstellung haben wir ein Erinnerungsheft herausgegeben,¹ aus dem hier einige Abbildungen mit einem Begleitertext folgen, der sich meistens eng an die Bemerkungen des Hefes mit einigen Zusätzen und Veränderungen hält. In ihm ver-

¹ „Bildnisse Friedrichs des Großen und seines Kreises aus schlesischem Privatbesitz“ Breslau 1936 unter Mitarbeit von Dr. W. Nickel und Dr. S. Loffow (zitiert als „Friedrichsheft“). Den Hinweis auf Schloß Mäsowitz, dessen reicher Besitz unserer Ausstellung sehr zugute kam, verdanken wir Provinzialkonservator Dr. Grundmann.

bindet sich historischer Hinweis und künstlerische Würdigung, dem Sinne unserer Veranstaltung entsprechend. Neu ist lediglich das Bildnis Friedrich Augusts von Braunschweig-Öls, das zwar mit ausgestellt war, über das wir jedoch erst vor kurzem Klarheit bekamen.

Antoine Pesne

Geboren 1683 in Paris, zunächst Schüler seines Vaters und der Pariser Akademie. 1703 erhielt er den Rompreis und ging nach Italien. In Rom malte er 1707 den preussischen Gesandten Freiherrn von Knyphausen. Dieses inzwischen verschollene Bildnis veranlaßte König Friedrich I., ihn nach Berlin zu berufen, wohin er 1710 übersiedelte. Unter Friedrich Wilhelm I. etwas zurückgedrängt, blieb er dennoch der Hofmaler der Königin. Von Friedrich dem Großen wurde er bereits in der Rheinsberger Zeit herangezogen und war bald der gefeierte Maler am preussischen Hofe. Er erwarb sich auch die persönliche Freundschaft des Königs und bestimmte mit seiner großen Werkstatt, in der viele Schüler tätig waren, den künstlerischen Geschmack und die malerische Kultur des damaligen Preußen. Er starb am 28. Juni 1757 in Berlin.

Bildnis von Friedrich dem Großen als Kronprinz

Besitzer: Graf von Hochberg, Rohnstock. — Friedrich steht lebensgroß, den linken Fuß vorgelegt, neben einem Hügel, auf dem der purpurfarbene Krönungsmantel liegt. Er faßt mit der Linken nach dem Degen, während die Rechte den Marschallstab befehlend erhebt. Im Hintergrunde spielt sich eine Reiterschlacht ab. Das Blau des Uniformrockes, das Silber der Tressen, das Gelb des Beinkleides und das verschiedene Rot der Schärpe und des Krönungsmantels sind fein aufeinander abgestimmt und kehren aufgelichtet im Kolorit von Himmel und Gelände wieder.

Das Bild ist ein Geschenk Friedrichs des Großen, der nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg auf der Schloßbrücke in Rohnstock den Vorbeimarsch der Fahnen abgenommen und im Gartenpavillon gegessen hatte, an den Grafen Hans Heinrich von Hochberg. In einem Briefe vom 12. Mai 1746 beauftragt der König Knobelsdorff mit der Absendung des Bildnisses (vergl. Paul Seidel: Die Bildnisse Friedrichs des Großen; Hohenzollern-Jahrbuch, Bd. 1, 1897, S. 109). Seiner Ausführung liegt das letzte von Pesne 1739 nach dem Leben gemalte Brustbild des Königs ohne Hut im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin zu Grunde. Wahrscheinlich ist es in engem zeitlichen Anschluß daran gemalt, vielleicht im Zusammenhang mit der Thronbesteigung und den Krönungsfeierlichkeiten im Jahre 1740. Ein gleichfalls eigenhändiges, nicht minder bedeutendes Friedrichsbild von Pesne gelangte nach freundlicher Mitteilung von Direktor H. Hildebrand, Berlin, Hohenzollernmuseum für die Kaiserin Elisabeth II. nach Rußland.

Bildnis von Juliane Freifrau von Buddenbrock

Besitzer: Freiherr von Buddenbrock, Pläswitz. — Die Dargestellte steht mit leicht zur Seite geneigtem Kopf vor einer Landschaft. Aus dem reich abgestuften Silbergrau des

Seidenkleides hebt sich das Malvenrot des Ärmelbesatzes und das gedämpfte Carmin des Sonnenschirms belebend heraus. Trotz mangelhafter Erhaltung im Hintergrund kommt die meisterhafte und delikate stoffliche Behandlung der Spitzen und Muster voll zur Geltung.

Juliane von Buddenbrock, geborene von Walmoden, war die Gemahlin des Generalleutnants Johann Jobst von Buddenbrock (1707–1781), dem Sohn des Generalfeldmarschalls Wilhelm Dietrich von Buddenbrock, der Friedrich in seinem Rüstreiner Prozeß beigestanden hatte (siehe Friedrichsheft Abb. 9 und 11). Sie war Hofdame der Königin und galt unter dem Namen „Iris“ als eine besondere Schönheit. Friedrich der Große hat auf sie und das vorliegende Bildnis in seinem Gedicht „An Pesne“ (Nov. 1737) folgende Verse geschrieben:

... Wenn Du der jungen Iris frische Pracht
Darstellst und ihrer Schönheit felt'ne Gaben,
Fühl' ich an Deinen Farben, welche Macht
Bei meiner Jugend Reiz und Anmut haben ...“

(Vergl.: Die Werke Friedrichs des Großen. Herausgeg. von G. B. Volz, Berlin 1914, Bd. X, S. 29). Unsere Abbildung ist nach der in der Provinzialrestaurierungswerkstatt des Museums vorgenommenen Abnahme der zahlreichen störenden Retuschen im Hintergrund angefertigt. Die Erhaltung in den Hauptpartien war einwandfrei. Die Abbildung des Friedrichsheftes zeigt eine Aufnahme vor der Restaurierung.

Anna Dorothea Therbusch

Geboren am 23. Juli 1721 in Berlin, war sie zunächst Schülerin ihres Vaters Georg Lissewski. Nach ihrer Vermählung mit dem Gastwirt und Maler G. F. Therbusch stellte sie zunächst ihre künstlerische Tätigkeit fast ein und trat erst etwa 1760 wieder hervor. 1765 ist sie in Paris. 1767 und 1768 wird sie Mitglied zunächst der Pariser, dann der Wiener Akademie. Sie kehrt nach Berlin zurück und malt hier neben mythologischen und allegorischen Darstellungen hauptsächlich Bildnisse, wobei ihr nach dem Tode ihres Gatten (1772) gelegentlich der Bruder Chr. Fr. Reinhold Lissewski half, indem er Kopf und Hände übernahm. Eins ihrer bekanntesten Bildnisse ist das lebensgroße Kniestück Friedrichs des Großen, das in Zusammenarbeit mit ihrem Bruder entstand. (Besitzer: Dr. von Winterfeld-Menklin, Uckermark. Abb. f. G. Eberhardt, Friedrich der Große, Königstein i. Taunus, Verlag der Eisernen Hammer, Langewiesche).

Bildnis von Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth

Besitzer: Freiherr von Buddenbrock, Pläswitz. — Die Dargestellte, in einem Kleid aus hellgrüner Seide mit blauem Spitzenbesatz, sitzt auf einem dunkelgrünen Kanapee und stützt den linken Ellenbogen auf ein über die Rückenlehne gelegtes samtgrünes Kissen. In der rechten Hand, die lässig herunterfällt, hält sie Blumen. Mit dem grünen Vorhang links und der durch grau gedämpften milchgrünen Prunkvase ist für das Bild-

ganze eine reiche und geschlossene Wirkung erzielt, die ihren Höhepunkt in der glänzenden, malerisch sehr breit angelegten stofflichen Behandlung des Seidenkleides hat.

Signiert: *M. D. Tcherbouche Lisiewska peintre du Roi de France 1771.*

Wilhelmine Prinzessin von Preußen wurde am 3. Juli 1709 in Berlin geboren. Schon in ihrer Jugend war sie die Lieblingschwester Friedrichs, dessen besonderes Vertrauen sie auch nach ihrer Vermählung mit dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth behielt. Am Tage der Niederlage von Hochkirch, dem 14. Oktober 1758, ist sie gestorben. Noch am 21. September desselben Jahres hatte der König an seinen Bruder Heinrich geschrieben: „Unsere lebendigste Zärtlichkeit hat nie die geringste Einbuße erfahren; wir haben verschiedene Körper, aber nur eine Seele.“ (Vergl.: Briefe Friedrichs des Großen, herausgeg. von Max Hein, Berlin 1914, S. 42.) Auf der Rückseite des Bildes eine alte Inschrift mit dem Namen der Dargestellten.

Obwohl 12 Jahre nach dem Tod der Markgräfin entstanden, hat es die Malerin verstanden, dem Bildnis eine erstaunliche Lebenswahrheit mitzuteilen. Es war nicht zu ermitteln, ob ihr authentische Darstellungen aus dem Leben Wilhelmines vorgelegen haben. Entfernte Anklänge zeigen sich in dem Bildnis von Pesne (s. Katalog der Ausstellung Friedrich der Große in der Kunst, Berlin 1912, große Ausgabe Nr. 57, Taf. 35), wo das Motiv des aufgestützten linken Armes mit dem Samtkissen auf der Lehne wiederkehrt, aber das Gesicht nicht so persönliche Züge aufweist wie bei der Tcherbousch.

Charles Amédée Philippe van Loo

Stammt aus einer niederländischen Malerfamilie, deren Stammvater Jakob van Loo nach Paris zog. Geboren am 25. August 1719 in Rivoli bei Turin. Nach Studien in Italien und Paris beruft ihn 1748 Friedrich der Große nach Berlin. Hier wird er mit der Ausführung zahlreicher dekorativer Arbeiten für die Bauten Friedrichs betraut. Er sollte die Rolle des alternden Pesne übernehmen, doch fehlte es ihm offenkundig an Begabung zur Bewältigung der großen dekorativen Aufgaben. Damit hängt wohl zusammen, daß er bereits 1769 endgültig nach Paris zurückkehrte, wo er am 15. 11 1795 starb. Glücklicher ist van Loo in seinen nicht sehr zahlreichen Bildnissen. Am besten die beiden Darstellungen seiner eigenen Familie: mit dem Guckkasten, mit den Seifenblasen von 1764.

Bildnis von Friedrich August, Herzog v. Braunschweig-Dels
Besitzer: Freiherr von Buddenbrock, Pläswitz. — Der Dargestellte in einem für den Künstler bezeichneten gemalten steinernen Lorbeerkranzoval. Hell beleuchtet hebt sich das Gesicht mit sorgfältig modellierten, etwas spitzen Zügen von seiner Umgebung und den gleichgültiger behandelten Partien der Uniform ab.

Herzog Friedrich August von Braunschweig-Dels wurde 1740 geboren. Er war ein Neffe Friedrichs des Großen und zeichnete sich sehr früh in Braunschweigischen Kriegsdiensten gegen die Franzosen aus. 1763 trat er in das preussische Heer ein. Vom König hoch geschätzt und in seiner ständigen Begleitung bei den Manövern rückte er zu den



Anna Dorothea Therbusch, Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth



Charles Amédée Philipp van Loo, Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Verl

Abbildung aus dem Katalog: Friedrich der Große und sein Kreis, Ausstellung im Museum der bildenden Künste, Breslau 1936

höchsten Stellen und ehrenvollsten Ämtern auf. Er erwarb die schlesischen Fürstentümer Bernstadt und Dels, wohin er sich 1793 zurückzog. Hier entfaltete er, berühmt und gefürchtet durch seinen Freimut und scharfen, bissigen Witz, eine reiche, literarische Tätigkeit. Er starb am 8. Oktober 1805 beim Besuch seiner Schwester Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar.

Die Bestimmung des Dargestellten verdanken wir der freundlichen Mitteilung des Direktors der Staatlichen Schlösser und Gärten, Dr. E. Gall in Berlin, der uns auch die Bestimmung des Malers bestätigte, dessen eigentümlich spitze und etwas magere Pinselschrift sich gut zu den markanten Zügen des Dargestellten fügt.

Johann Gottfried Schadow

Geboren am 20. Mai 1764 in Berlin, herangebildet an der königlichen Bildhauerwerkstatt Berlin unter ihrem Leiter Lassaert. Ab 1786 beschäftigte sich Schadow mit Entwürfen zu einem Denkmal Friedrichs des Großen. Nach dem Tode Lassaerts (1788) wurde Schadow Leiter der Hofbildhauerwerkstatt und „Direktor aller Skulpturen“ bei dem Oberhofbanamt unter Carl Gotthard Langhans. 1790–1800 entstanden u. a. Denkmal Friedrichs des Großen in Stettin, Gruppe der Prinzessinnen Luise und Friederike, Grabmal Boguslavs von Tauenzien, Breslau. — Unter Friedrich Wilhelm III. erlitt das Verhältnis Schadows zum preussischen Königshofe eine merkliche Abkühlung; von dem Ruf und der Begünstigung Rauchs überragt, erlahmte Schadows Tätigkeit seit 1821 in zunehmendem Maße. Er starb am 27. Januar 1850.

Büste Friedrichs des Großen

Besitzer: Graf York von Wartenburg, Klein-Öls. — In Zeittracht mit Zweispitz, der Kopf leicht nach vorn geneigt. Marmor; Sockel poliert. Bezeichnet auf der Rückseite: G. Schadow 1804. Ausschnitt einer Profilsansicht. Auffallend im Werk Schadows ist das kleine Format. (Vergl. Mackowsky, Johann Gottfried Schadow, Jugend und Aufstieg, 1927, S. 320. W. Nickel, Pantheon, 1936 (im Druck).

Die Büste gelangte 1826 auf den Wunsch des 1824 verstorbenen Grafen Christian Andreas Bohm als Geschenk in den Besitz des Feldmarschalls Graf York von Wartenburg.

Gegenüber einer mehr heroischen Auffassung des Künstlers in antiker Formensprache, wie sie die Bronzestatuette Friedrichs des Großen mit dem Lorbeerkranz von 1820 aus dem Besitz von Herrn Oberleutnant Keil, Chorulla DG, aufweist (s. Friedrichsheft S. 25), verbindet sich in dieser Schöpfung eindringende, warme Charakterisierungskunst mit einem durch klare und reine Linienführung veredelten Realismus in der Behandlung des Materials und der Beherrschung des Stofflichen.

Theodor Kalide

Geboren am 8. Februar 1801 in Königshütte, Oberschles. Wurde 1819 Schüler der Berliner Kunstakademie, Werkstatt Gottfried Schadows; arbeitete gleichzeitig in der

Modellurabteilung der Berliner Eisengießerei. In der Kunst des Ziselierens Schüler von Coué. 1821 trat er in die Werkstatt Rauchs über, wo er sich vornehmlich zum Tierbildner entwickelte. Er führte die streng klassizistische Formauffassung der Rauch-Schule später in eine naturalistische, malerisch bewegte über. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die durch ihre freie Auffassung größtes Aufsehen erregende Marmorgruppe „Bacchantin auf dem Panther“ von 1851 (Berlin, Nationalgalerie). 1839 lieferte er u. a. einen Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs II. für Breslau. Gestorben am 23. August 1863 in Gleiwitz.

Eisenguß einer Reiterstatuette Friedrichs des Großen
Besitzer: Dr. Kurt von Siebhorn, Breslau. — Höhe 36 cm, mit Sockel 68 cm.
1826 ausgestellt in der Berliner Akademie. S. Friedrichsheft S. 21.

Deutlich beeinflusst von der Reiterstatuette Bardous, die auf einen Kupferstich von Chodowiecki von 1777 zurückgeht und noch zu Lebzeiten des Königs 1778 entstanden ist. Chodowieckis Stich und Bardous Statuette blieben für die Auffassung des alten Königs maßgebend. Auch Schadow hat sie übernommen in einem seiner Entwürfe zu einem Friedrichsdenkmal (1796) und läßt sie noch nachklingen in der hier abgebildeten Büste. Bezeichnend für Kalide der elegantere, schmale Bau und die lebhaftere Bewegung des Pferdes. Die rechte Hand umfaßt eine Drahtschlinge, an der ehemals der Krückstock hing. — Ein weiteres Exemplar, bei dem die linke Hinterhand des Pferdes eine aus der Sockelplatte aufragende Halbkugel berührt, im Besitze von Bergrat Urbenz, Zehlendorf. (Vergl.: Schmitz, Berliner Eisenkunstguß, 1917, S. 36/37.)

Die letzten Tannen

Noch ragen Tannen hochgereckt ins Licht,
doch dünner ist die Luft, man ahnt es fast, —
zwar stehn sie stolz, zwar beugen sie sich nicht,
doch ist's, als trügen sie an einer Last.

Nun merkt man es, die Zweige sind erschlaft,
die Wurzeln klettern knorrig über Tag,
tief dürstend nach des Grundes nährem Saft, —
schon ducken schwer sich einzelne und zag.

Und nun stehn einsam sie mit dürrn Aesten,
wie lauschend nach dem Lied, das Einer geigt,
wenn heulend Sturm die Gipfel segt vom Westen
und weiß der Nebel aus den Tälern steigt . . .

Eugen Kaboth

Die Deutsche Akademie und Oberschlesien

Von Hauptschriftleiter Hans Schadewaldt, Beuthen OE

Jeder zusätzliche kulturelle und wirtschaftliche deutsche Beitrag, jeder schöpferische deutsche Gedanke und jede neue wegweisende deutsche Tat im oberschlesischen Grenzland fördern die Verankerung des Oberschlesiertums im deutschen Lebens- und Kulturkreis. Was immer deutscher Geist und deutscher Fleiß in unserer engeren Heimat an Werten geschaffen haben und täglich neu schaffen, das wirkt sich über alles Wirtschaftliche und Politische hinaus als unveräußerlicher Besitz in den Tiefenbereichen der Seele aus. Dabei erleben wir, daß der Grenzlandbewohner in seiner durch den steten Grenzlandkampf geschmiedeten Härte und bodenverbundenen Natürlichkeit aufnahmebereiter für Menschen und Dinge ist, die sich ihm unaufdringlich und mit Vertrauen nahen: Er vergilt Freundlichkeit mit Herzlichkeit, gibt für Vertrauen tätige Treue und dankt der Spenderin Mutter Deutschland mit der Sehnsucht und dem Hochgefühl, im deutschen Wesen so aufzugehen wie irgendein Glied der großen deutschen Volksgemeinschaft und ebenbürtig mit jeder anderen deutschen Stammeslandschaft am Aufbau des neuen Deutschlands mitzutun. In der Erkenntnis dieser wurzelhaft deutschen Einstellung des schlesisch-oberschlesischen Menschen und seiner besonderen grenznationalen Aufgabe im Innern der nur auf 120 km Breite reichsverbundenen schlesischen Grenzlandschaft wie nach außen gegen den slawischen Doppeldruck hat die Deutsche Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums ihre Jahreshauptversammlung 1936 nach Breslau verlegt und in einer Oberschlesien-Rundgebung in Beuthen OE ausklingen lassen. Die Arbeit der Deutschen Akademie ist trotz ihres 13jährigen Bestehens und ihrer über den ganzen Erdball reichenden Erfolge in allen Kreisen unseres Volkes noch immer viel zu wenig bekannt, weil sie sich nicht in großen Kundgebungen und repräsentativen Veranstaltungen, sondern in der Stille planvoller Dispositionen, der Auswertung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse und der Entsendung geschulter Kulturträger und Wirtschaftspioniere im Interesse der Verbreitung und Vertiefung des deutschen Gedankens in aller Welt vollzieht. Die wissenschaftliche und die praktische Abteilung der Akademie arbeiten unter der initiativereichen Führung ihres Präsidenten, des als Geopolitikers weitbekannten Generals Professor Dr. Karl Haushofer (München) Hand in Hand, unterstützt von erstrangigen sachverständigen Mitarbeitern in den vier Sektionen für deutsche Geschichte, für deutsche Sprache, Literatur und Volkskunde, für bildende Kunst und Musik und für Staats- und Wirtschaftskunde und in zahlreichen praktischen Ausschüssen u. a. für Südafrika, Siam, Indien, Amerika, England und Südosteuropa. Soweit die deutsche Zunge klingt und deutsche Arbeit in allen Ecken und Enden der Erdteile wirkt, überall begleitet die weltumfassende Organisation der Deutschen Akademie den deutschen Wert, der in dem lebendigen, schaffenden Deutschtum aller Welt, im Hundert-Millionen-Volk der Deutschen beschlossen ist. Alles, was zur Stärkung der deutschen Kultur im Ausland an der Erforschung, Aufklärung und Werbung für den deutschen Gedanken, für deutsche Art und deutsche Leistung in der Welt schöpferisch tätig ist, erhält von der Deutschen Akademie seine Stütze. Unter der Schirmherrschaft des Stellvertreters des Führers, Rudolf Hess, hat die Deutsche Akademie besonders im letzten Jahr imgemein segensreich gearbeitet, indem sie ungezählte Ausländer in deutschen Sprachkursen geschult, Interessenten für deutsche Kultur und deutsche Wirtschaft plammäßig über Deutschland unterrichtet und in Deutschland selbst unmittelbar am Leben unseres Volkes durch Studienaufenthalte, Reisen, Einführung in Fachkreise usw. hat teilnehmen lassen. Zugleich hat sie als Pioniere des deutschen Gedankens Lehrer und Kaufleute, Ingenieure und Sportler ins Ausland geschickt und dort durch Einrichtung von Lektoraten, Bildung deutscher Zirkel, Einführung deutscher Lehrmittel, Vermittlung von Aufträgen für deutsche Weltfirmen einen Kultur- und Wirtschaftsaustausch angebahnt, dessen Früchte sich schon heute, besonders in Südafrika, Siam, Indien, in Südamerika und nicht zuletzt auf dem Balkan zeigen.

Aus diesem weltweiten Rahmen, innerhalb dessen die Deutsche Akademie in verständiger Arbeitsreilung mit dem Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart steht, trat diese große geistige Kulturorganisation Deutschlands, die Werbestätte des deutschen Gedankens in der Welt, Mitte Oktober in Breslau zu einer großen Arbeitstagung zusammen. Hier wurden in mehreren Konferenzsitzungen die weiteren Aufgaben der einzelnen Gebiete festgelegt, die Erfahrungen der Auslandssektorate erörtert und von Deutschturnsvertretern aus den verschiedensten Ländern Europas wertvolle Anregungen für den Ausbau der Arbeit der Deutschen Akademie gegeben. In der Festigung in der Aula Leopoldina der Breslauer Universität gab der stellvertretende Präsident der Akademie, der Berliner Historiker Professor Dr. A. O. Meyer, einen umfassenden Überblick über Schlesiens geistige Bedeutung im volksdeutschen Raum, nachdem auf dem Begrüßungsabend der schlesische Provinzialkonservator Dr. Grundmann (Breslau) einen lichtvollen Vortrag über schlesische Architektur im Wandel der Jahrhunderte gehalten hatte. War schon in diesen Vorträgen auf eine aus Herz packende und dabei wissenschaftlich tief fundierte Weise wunderbar offenbar geworden, was Schlesien für ganz Deutschland als Landschaft und Volksstamm bedeutet und wie unser Schlesien als uralter germanischer Volks- und Kulturboden niemals die enge Verbundenheit mit der Geschichte, Wirtschaft und Kunst, kurz mit dem Erleben der gesamtdeutschen Entwicklung verloren und verleugnet hat, so wurde das alles auf der Grenzlandfahrt durch Oberschlesien, besonders beim Besuche des Annabergs und dem eindrucksvollen Vortrag des Bürgermeisters a. D. Dr. Hoenisch über den Befreiungskampf Oberschlesiens um den Annaberg und schließlich auf der stimmungsvollen Grenzlandkundgebung der Akademie im Oberschlesischen Landesmuseum in Beuthen sozusagen am lebenden Objekt demonstriert. In Beuthen ließ der Vorsitzende der Oberschlesischen Gruppe der Deutschen Akademie, Professor Woltersdorf, den Geist Oberschlesiens, die frisigische Haltung des kampfharten treudeutschen ober-schlesischen Menschen in einer markigen Ansprache vor der dichtgedrängten Festversammlung erstehen und unterstrich damit die Berechtigung, daß die Deutsche Akademie mit ihrem Präsidium Oberschlesien und die Beuthener Ecke durch die unmittelbare Berührung mit Land und Leuten als einen der wesentlichsten Besitzstände deutschen Blutes und deutscher Erde kennelernte. Präsident General Haushofer hat uns Oberschlesiern bestätigt, daß der Besuch Oberschlesiens und die Beuthener Grenzlandkundgebung davon überzeugt haben, daß die Arbeit der Deutschen Akademie für den schlesischen Raum besonders kräftig eingesetzt werden müsse, und daß er von ganzem Herzen wünsche, daß der prachtvolle Geist unserer kämpferischen Grenzlandhaltung auch anderen bedrohten deutschen Grenzmarken eigen wäre, vor allem aber, daß das Binnendeutschtum mehr als bisher einsehe, welch bewußte deutsche Kraft im ober-schlesischen Grenzvolk lebendig sei und für den deutschen Gedanken gen Osten wirke.

So war weit über den Kreis der Mitglieder und Teilnehmer an den Tagungen der Deutschen Akademie hinaus die Hauptversammlung für Schlesien und besonders Oberschlesien ein Erlebnis, das nicht nur durch Namen und Rang der beteiligten Senatoren, Professoren, Wirtschaftsführer, Behördenspitzen, Deutschturnsvertreter, sondern vor allem auch durch die praktische Ausbeute für die künftige Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raum ein großes kulturpolitisches Ereignis unserer Grenzmark. Die Oberschlesische Landesgruppe der Deutschen Akademie, die zu den ältesten und bestorganisierten Landesgruppen gehört, wird durch verstärkte Pflege der Zusammenarbeit mit der Münchener Zentrale die Arbeiten fördern, die der Stärkung des Deutschturns in Oberschlesien dienen.* Landeshauptmann Adamczyk, der unermüdete Kämpfer für die verstärkte deutsche Ausrüstung unserer ober-schlesischen Grenzmark, bedachte alle Oberschlesien-Besucher der Akademie mit dem Geschenk des Provinzial-Jahrbuches „Kulturarbeit in Oberschlesien“ und ehrte General Professor Dr. Haushofer durch Überreichung einer Oberschlesien-Plakette (aus der Staatlichen Kunstgießerei Steinitz). Die Akademie aber dankte allen ihren ober-schlesischen Mitgliedern für ihre treue Deutschturnsarbeit durch die schöne literarische Gabe „Bekanntnisse zur deutschen Sprache“.

* Anmeldungen zur Mitgliedschaft an den Vorsitzenden Professor Woltersdorf, Beuthen DC oder den Schriftwart Hauptschriftleiter Hans Schadewaldt, Beuthen DC.

Oppeln und Karlsruhe!

Tagung der ober-schlesischen staatlichen Kreisjugendwarte- und wärtinnen

Von Georg Köhrich

Aus jedes ober-schlesischen Menschen Wesen spricht die Eigenart seines Landes. Spricht der Rhythmus seiner Hochöfen und Fördertürme, die Verjunktheit seiner kleinen Städtchen, die Abseitigkeit und Verborgenheit seiner Dörfer und nicht zuletzt das Rahmen seiner schier unendlichen Wälder.

Das Wesen unserer Menschen aus feinsten Seele zu spüren und zu kennen, ist Voraussetzung der Kreisjugendwarte und Jugendwärtinnen, denen der Staat das kostbarste, nämlich seine Jugend, anvertraut. Denn damit beginnt die Aufgabe, zu helfen an der Ausrichtung auf die große Linie, in der Staat und Bewegung vorstößen in die größere Zukunft hinein.

Herbstliche Bunttheit lag über Oberschlesiens Wäldern, durch die wir zur neuen Schulung unter unserem Jugenddezernenten Ehrental fuhren. In verschwenderischer Fülle schenkte Freund Herbst seine Kostbarkeiten und ließ über dem ober-schlesischen Land seine unerreichbare Farbensymphonie erklingen, um wenige Tage darauf streng-amerbitliche Afforde anzustimmen, die an die Nähe des Winters gemahnten.

Die Tagung in Ziegenhals hatte die Arbeit der Kreisjugendwarte und Jugendwärtinnen in großen Linien aufgezeigt. Die folgenden Tagungen führten zur Vertiefung in einzelne Arbeitsgebiete. So wurde Oppeln und Karlsruhe die nicht anders zu denkende Fortsetzung des uns gewiesenen Weges.

Die Tagung stand unter dem Kernwort „Jugend und Heimat“. Genauer darf es wohl heißen „Das gegenwärtige Ringen um den Menschen in Oberschlesien auf dem Gebiete der Volkskunde und des Volkstums“.

Die unerlässliche Einstimmung dazu gab das Referat von Hrl. Adamski-Oppeln, „Der ober-schlesische Abstimmungskampf“. Der Saal der ober-schlesischen Industrie- und Handelskammer war in ein Abstimmungsarchiv umgewandelt worden, das eine eindeutige Sprache redete. Vor diesem Hintergrund wirkten die Worte der Rednerin, die nicht nur vorzügliche Sachkenntnis, sondern tief menschliche Verbundenheit mit diesem Kampf zweier Kulturen verkörperte, wie ein Aufschrei der jahrhundertlang geknechteten und verkammten deutschen ober-schlesischen Seele. Mit berechtigtem Stolz als deutsche Menschen empfanden wir die menschlich anständige Art deutscher Propaganda, während uns die Bauernfangmethoden der Gegenseite mit Ekel erfüllten. Es gehört schon Vermesstheit dazu, das religiöse Moment in die Leidenschaft eines Kampfes zu ziehen, nicht minder, sich als Beschützer des christlichen Ideals aufzuspielen, wo der Wikinger Gerwane Dago das Christentum im Gesamtschlesischen Raum einführte und Peter Wlast (mit seinem deutschen Namen Roger) den Grund zu dem späteren Bistum legte. Feierlich still aber wurde es um und in uns, als Hrl. Adamski auf die Bilder Friedrichs des Großen, Hindenburgs und des Führers wies und die Verbundenheit dieser Männer mit dem ober-schlesischen Grenzlande in die Worte faßte: „Friedrich hat Oberschlesien dem preussisch-deutschen Denken erschlossen, Hindenburg hat es vor nochmaligem fremdem Zugriff bewahrt, der Führer aber gibt ihm seine eindeutig deutsche Sendung wieder“.

Das richtungweisende Referat von Rektor Czodrok über den Stand der ober-schlesischen Volkstumsarbeit bekam vor dem vorher aufgezeichneten Hintergrunde erst die nötige Wesentlichkeit... Groß und gewaltig ist das bisher erreichte, aber noch bleibt Kodaarbeit zu überwältigen, die wesentlicher Teil des Aufgabengebietes der staatlichen Kreisjugendwarte und Jugendwärtinnen sein dürfte. Dazu verpflichtet uns schon der Stand der Arbeit der Gegenseite, den Walter Krause als wohl bester Kenner dieser Bemühungen aufzeigte.

Nach diesen Vorträgen führte uns der Autobus in die Carlsruher Wälder. In herbstlicher

Nach diesen Vorträgen führte uns der Autobus in die Carlsruher Wälder. In herbstlicher Pracht lag das verträumte Städtchen Karlsruhe gleich einem Dornröschennärchen da. Friedrich Stumpes Führung erschloß uns so recht die Schönheit dieser Perle im ober-schlesischen Land. Friedrichs des Großen Denkmal gab Kunde von dem Geist, den diese Gründung mitten im ober-schlesischen Walde getragen. Im Schmucke des herbstlichen Laubes träumte das Weinberg-schloßchen von den großen Männern, die hier gewohnt und das deutsche Gesicht dieser ober-schlesischen Perle mitgestaltet hatten, träumte von dem Wirken Karl Maria von Webers, der hier seinen „Freischütz“ zumindest empfangen hatte.

Nur mühsam rissen wir uns von diesem schönheitsströmenden Erlebnis los, um zu ernster Arbeit mit den Leitern der Tagung, Regierungsrat Ehrental und Bezirksjugendwartin Fel. Schneider, zurückzukehren. Neben den Genannten sprachen zu uns der Kulturdezernent der Regierung Op-peln, Herr Regierungsrat Ritzte und der Beauftragte der Reichsmusikkammer, Herr Escherger. Das schönste, tiefste und kraftgebendste Erlebnis aber wußten uns die Leiter der Tagung am Schluß zu bescheren.

Hans Niekrawiez las aus eigenen Werken. Es ist schon beglückend, diesem einfachen, schlichten und feinsinnigen Lyriker, dem berufenen Erben Eichendorffschen Geistes gegenüber zu sitzen, um wieviel mehr erst aus seinem Mund seine Dichtung zu erleben. Hier spürte man so recht die Hohlheit und Abwegigkeit des Unterfangens, unsere ober-schlesischen Dichter mit der polnischen Dichtergeneration in Beziehung setzen zu wollen. Noch unsinniger der Versuch, ihnen slawische Elemente unterzuschieben. Es mag sein, daß in der Kraft des Wortes beider verwandte Ten-denzen liegen. In einem aber unterscheiden sie sich unmißverständlich. Während die polnischen Dichter am Schluß ihrer Werke vielfach der Verneinung und dem Dunkel verfallen, spricht aus den Werken unserer ober-schlesischen Dichter ein gewaltiges Credo, ein unbändiger Wille, das Leben zu bejahen. Stärkster Ausdruck dafür war Hans Niekrawiez, bei dessen Lesungen Dumpsheit und Nacht keinen Teil hatten, sondern Feier, die Stärke und Kraft zu neuem Be-ginnen gab.

In die Feierstunde mit Hans Niekrawiez hatte Handens Divertimento für Geige, Bratsche und Viola da more, das Kreisjugendwarte unter Leitung von Hermann Führieh spielen, ein-geführt, während eine Telemann Sonate dem seltenen Erlebnis Abschluß gab.

In den Feierraum hinein drang der Duft des unendlichen deutschen Waldes.

Um den Feierraum standen die alten deutschen Bäume wie kraftvolle, furchtlose Riesen.

In unseren Herzen aber klang die tausendstimmige Symphonie der herbstlichen schlesischen deut-schen Landschaft nach. „Kein schöner Land in dieser Zeit als wie das unsre weit und breit“.

Beiträge zur Biologie des Glazer Schneeberges

Herausgegeben von Ferdinand Paz-Breslau. Verlag Priebatsch's Buchhandlung, Jub. Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier, Breslau 1935.

Von Hubert Kozias

In den letztverflossenen Jahrzehnten sind sowohl die floristische als auch die faunistische Er-forschung der Erdoberfläche in ein neues Stadium getreten. Pflanze und Tier werden als Glieder einer großen Lebensgemeinschaft betrachtet. Das organische Leben besiedelt die gesamte Oberfläche der Erde einschließlich des auf ihr stehenden Wassers. Dieses große von Lebewesen besiedelte Gebiet nennen wir Lebensraum. Infolge der unterschiedlichen Verhältnisse hinsichtlich der Lebensbedingungen zeigt die Besiedlung dieses großen Lebensraumes mit Lebewesen in seinen verschiedenen Teilen ein ungemein abwechslungsreiches Bild. Die heutige Pflanzen- und Tier-welt eines Gebietes, einer Lebensstätte, stellt das Ergebnis einer langen Entwicklung ihres

engeren und weiteren Lebensraumes und der Lebensformen, sowohl der Tier- und Pflanzenarten, als auch der Tier- und Pflanzenverbände dar. Dementsprechend können Tier und Pflanze bei der Erforschung der Lebewelt eines Gebietes nur im Zusammenhange mit der gesamten Lebensgemeinschaft, der sie angehören, betrachtet werden. „Wie die Floristik zur Pflanzengeographie, so muß auch die Faunistik, die volles Verständnis für das Saamenbild erstrebt, zur Tiergeographie werden“ (Thienemann). Die Betrachtung der großen Lebensgemeinschaft unseres Erdplaneten ergibt, daß sie in der Tat aus einer großen Zahl von größeren und kleineren über- und untergeordneten Lebensgemeinschaften besteht. Diese Gruppen von Lebewesen sind durch die besondere Art der Lebensstätte (dem Biotop), die ihnen die zuzugenden Lebensbedingungen bieten, auf eben diesem Fleck Erde beheimatet, und sie stehen immer in irgend einem Wechselverhältnis zueinander wie auch zur gesamten Umwelt.

Mannigfach sind die Aufgaben, welche sich aus dieser Betrachtungsweise für die Erforschung der Lebewelt eines Gebietes ergeben. Als eine in diesem Sinne ausgerichtete Arbeit über die Tierwelt unserer schlesischen Heimat müssen wir das oben genannte, von unserem schlesischen Landsmann, Universitätsprofessor Ferdinand Pax, herausgegebene Werk betrachten. Es liegt bis jetzt die erste Lieferung vor.

Wie der Titel der Arbeit besagt, handelt es sich um die Untersuchung der tierischen Lebewelt eines eigenartigen und bemerkenswerten Lebensbezirkes, nämlich des Glazer Schneeberges. In der klaren Hinsicht, daß bei der Fülle der bei der Lösung einer solchen Aufgabe auftauchenden Probleme die Kraft eines Einzelnen nicht ausreicht, ist hier von vornherein die Arbeit mit Unterstützung einer Anzahl von Mitarbeitern und Helfern begonnen worden.

Das vorliegende erste Heft macht uns mit den Ergebnissen von auf drei verschiedenen Teilgebieten erfolgten Untersuchungen bekannt. Der erste und umfangreichste Teil befaßt sich mit der Lebewelt eines eigenartigen Biotops (Lebestätte), nämlich mit der Höhlenfauna des Glazer Schneeberges. Solche „subterrane Biotope“ sind im Schneeberggebiet durch natürliche Höhlen, von Menschen gegrabene Stollen und Kellerräume vertreten. Zum ersten Mal wurden eingehend in dem behandelten Gebiet die Tierwelt folgender Höhlen untersucht: 1. Wolmsdorfer Höhle, 2. Quarzglöcher, 3. Paßelthöhle, 4. Marmorhöhlen bei Groß-Mohrau, 5. Höhle in Neu-Klessengrund. Die Bestandsaufnahme der Höhlenfauna des schlesischen Berglandes hat durch die vorliegenden Untersuchungen eine außerordentliche Bereicherung erfahren, indem die Zahl der festgestellten Arten von dreißig auf 237 erhöht worden ist. Eine überraschend große Zahl neuer Arten konnte auf Grund des gesammelten Materials beschrieben werden. Darunter befinden sich ein Saugwurm (Trematode), ein Fadenwurm (Nematode) und vier Fliegen (Dipteren). Es konnten gleichfalls zwei neue Gattungen der Saug- und Fadenwürmer aufgestellt werden. Bemerkenswert ist die Feststellung der in Böhmen und in den Westkarpathen heimischen *Epigmaus Crocidura mimula* Mill. Neu für die Höhlenfauna Deutschlands ist die Fliege *Ecoptomera emarginata*, und der erste Fund eines Blasenfußes in einer Höhle bedeutet die Feststellung des *Chirothrips manicatus*. Die bisher in Schlessen als selten geltenden Arten *Niphargus tatrensis* (Krebsart) und die Käfer *Opalium validum* var. *luistingi* wurden verhältnismäßig häufig gefunden. Es zeigte sich ferner, daß am Aufbau der Tierbevölkerung der genannten Höhlen die einzelnen Tierstämme sehr ungleich verteilt sind. Schwämme und Hohltiere fehlen ganz, gering ist der Anteil der Würmer. Ebenso sind Weichtiere und Wirbeltiere nicht stark vertreten. Den Hauptanteil der Arten und Individuenzahl entfällt auf die Gliedertiere, unter denen die Zweiflügler (58 Arten), die Springschwänze (17 Arten), die Käfer (56 Arten) und die Milben (25 Arten) überwiegen.

Es kam im Rahmen vorliegender Besprechung leider auf die weiteren Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen der Funde nicht eingegangen werden. Als wichtig muß jedoch noch die Feststellung erwähnt werden, daß der Lebensraum der Schneeberghöhlen älter ist, als die Lebensgemeinschaft, die wir heute in ihm finden. Die Tropfsteinhöhlen von Wolmsdorf entstanden im

Miozän. „Damals herrschte bei uns ein feuchtes und mildes Klima, in dem die echte Kastanie grünte und neben Gewächsen mit hohen Ansprüchen an den Wassergehalt von Luft und Boden Tiere gediehen, die heute die Bedingungen ihres Daseins nur an feuchtwarmen Standorten in Meeresnähe erfüllt finden. In der Höhlenfauna des Schneegebirges hat diese Tierwelt kaum Spuren hinterlassen“. Die heutigen Bewohner dieser Orte sind in der Nacheiszeit eingewandert. Dieser zusammenfassenden und auswertenden Arbeit über die Höhlenfauna von J. Paz und K. Maschke schließen sich einige beschreibende Arbeiten über einzelne Tiergruppen an: A. Schellenberg, Höhlenamphipoden, H. Schmitz, Neue Phoridae aus der Tropfsteinhöhle und dem Stollen in Neu-Kleffengrund und J. Lengsdorf, Zwei neue Neosciara-Arten aus dem Keller des Fürst-Liechtenstein-Schuhhauses.

Es folgen zwei beschreibende Arbeiten über Wirbeltierparasiten: C. Sprehn, Helminthen aus Kleinsäugetern und Amphibien und K. Maschke, Flöhe von Kleinsäugetern.

Den Abschluß bildet das Untersuchungsergebnis unseres leider früh dahingegangenen oberschlesischen Landmannes, des Natur- und Heimatforschers Dr. Karl Schuber, über die Apterygotenfauna des Gläcker Schneegebirges, in welcher er die Verteilung der Apterygoten nach Biozönosen und in den einzelnen Höhenstufen beschreibt. Der Verfasser der letzten Arbeit hat den Druck dieser seiner Arbeit nicht mehr erlebt und der Herausgeber widmet dem vorzüglichen Tierkennner das Nachwort der Veröffentlichung.

Für den faunistischen Forscher und die Heimatforschung bedeutet die im Sinne zeitgemäßer Lebensraumforschung geleistete Arbeit eine wertvolle Bereicherung.

Allerseelenabend

Und wieder wird Gestalt, deß' Leib hier modert,
er zeigt sich dir, als wie in Wirklichkeit.
und deine Liebesflamme heftiger lodert
um ihn - hinein in längst vergangene Zeit.

Herb ist der Abend, herbe Düste steigen
aus lichtumflossnem Hügel, grünunflort,
wie du dem ewigen Schläfer bist zu eigen,
so gilt dein ganzes Denken ihm, dein Wort.

Trog stiller Wehmut, die dich hält umfangen.
erkennst du jetzt, mit schmerzlich-süßer Lust,
wie tief, der einst so still von dir gegangen -
ein Denkmal sich gesetzt in deiner Brust.

Laß' dich vom Zauber dieses Abends bannen,
er dämmert hin in sterbender Natur -
es kommt dein Abend auch, du gehst von dannen -
so sei besorgt um deine gute Spur.

(Erich R. Königsm.)



Johann Gottfried Schadow, Büste Friedrich des Großen, 1804, Ausschnitt, Marmor



Theodor Kalide, Reiterstatuette Friedrich des Großen

Abbildung aus dem Katalog: Friedrich der Große und sein Kreis, Ausstellung im Museum der bildenden Künste, Breslau 1906

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrag der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

7. Jahrgang

1936

Heft 9—12

Perlick, Bericht über die Tätigkeit des Archivs für ober-schlesische Volksmusik in Beuthen OS für die Zeit von 1933 bis 1936. - Macha, Oberschlesische Sprichwörter und Redensarten. - Art, Birnen am Begräbnis. - Hyckel, Volkskundliches aus meiner Sammlung. - Nähler, Formeln des Aberglaubens aus dem Falkenberger Kreise. - Mikliß, Buchbesprechungen. - Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrganges.

Bericht über die Tätigkeit des Archivs für ober-schlesische Volksmusik

in Beuthen OS von 1933—1936

1. 4. 1933—31. 3. 1934

Am 1. April 1933 schloß der Bestand des Archivs für ober-schlesische Volksmusik mit 4945 Nummern ab. Bis zum 1. April 1934 sind dem Archiv 381 Volkslieder zugegangen, sodaß zurzeit 5326 Texte nebst Melodien vorhanden sind.

Es gingen ein:

Kußer / Ziegenhals 2 Einsendungen; Wieczorek / Oppeln 4; Ronge / Beuthen 1; Schüler aus dem Beuthener Lande 12; Schmidt / Geltendorf, Krs. Grottkau (jetzt Neisse) 294; W. Krause / Kofittnitz 1; L. Chrobok / Niedchowitz 1; J. Mende / Beuthen 2; P. Ronge / Stephansdorf 20; H. Gnielczyk / Leobschütz 1; Prof. Dr. Kloovekorn / Beuthen (aufgezeichnet von Studenten der Hochschule für Lehrerbildung Beuthen OS in Wierschel, Kr. Falkenberg OS) 50.

Lehrer Schmidt hat mit seiner letzten Zusendung nunmehr einen Bestand von 1000 Nummern dem Archiv zur Verfügung gestellt, wofür wir ihm besonders danken konnten. Herr Schmidt hat auch im Gleiwitzer Rundfunk über

seine Erfahrungen und Erlebnisse beim Volksliedsammeln gesprochen.

Besonders bedauern wir das Hinscheiden des Lehrers Neugebauer / Seiffersdodorf (am 2. November 1933), der sich auch als fleißiger Sammler im Neisser-Grottkauer Gebiet betätigt und 300 Lieder eingesandt hatte. (Vgl. Nachruf in „Oberschles. Volkskde.“ 5. Jg. 1933, S. 6-12). In Verbindung mit dem Archiv sind innerhalb der Kofberger Bauernschaft alte bodenständige Bauertänze aufgezeichnet und mit Hilfe der Studentenschaft neu eingeübt worden. Sie werden bei allen heimatischen Veranstaltungen bei den Klängen der Ziehharmonika wieder gern getanzt. Lehrer Sulkatsch / Beuthen hat die musikalische Leitung des Archivs übernommen. Für die Neugestaltung des Dreikönigs-Ganges im Industriegebiet sind versuchsweise in Beuthen mit dem Nationalsozial. Lehrerbund und der Abteilung „Heimat und Volkstum“ des Kampfbundes für Deutsche Kultur (Leitung Hochschuldozent A. Perlick) für die Schuljugend besondere Bestimmungen erlassen worden.

Zur Neugestaltung des Weihnachtsbrauchtums in unserem Industriegebiet ist auch noch eine weitere Anregung vom Volksliedarchiv den zuständigen Stellen weitergegeben worden: Am Weihnachtsabend, von 17 $\frac{1}{2}$ Uhr an, werden

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln OS

Schriftleitung der Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen OS Museum

von den Türmen der Stadt durch Bläser und Kinderchöre Weihnachtsweisen vorgetragen. Um das Weihnachtsingen in unserem Grenzgebiet wieder lebendig werden zu lassen, wird jede Schule in dieser halben Stunde vor dem Tor ihres Schulgebäudes eine Klasse einfache, schlichte Weihnachtslieder singen lassen, damit sich Schule, Volk und Volkstum auf diese Weise wieder näher kommen.

1. 4. 1934-31. 3. 1935

Am 1. April 1934 schloß der Bestand des Oberschlesischen Volksliedarchivs mit 5326 Texten ab. In dem neuen Geschäftsjahr gingen 146 Volkslieder, 440 Kinderlieder und 16 Volksliedtänze ein, sodaß die Gesamtsumme der im Oberschlesischen Volksliedarchiv aufbewahrten Einsendungen am 31. 3. 1935 5928 betrug.

Es gingen ein: Hauptlehrer Grumann / Dürrenzungendorf b. Ziegenhals: 3; Hüttenobermeister Czmoł / Gleiwitz: 12; Maria Pompecki / Beuthen: 1; A. Steier / Beuthen: 1; F. Pudollek / Zawade, Krs. Neustadt: 8 und 16 Volksliedtänze; B. Klimek / Krascheow b. Oppeln: 1; L. Schrobok / Michowitz: 10; Schmidt / Seltendorf (jetzt Neisse): 60; Speer / Beuthen: 1; Maria Pawletta / Michowitz: 440; Theodor Ulbrich / Beuthen (Kosberg): 49.

Einen schmerzlichen Verlust erleidet das Volksliedarchiv durch das Hinscheiden des Hüttenobermeisters Emanuel Czmoł / Gleiwitz, am 13. Juni 1935, dem das Archiv eine große Anzahl von eingesandten Texten und Melodien verdankt (vgl. Oberschles. Volkskunde 1934-35, Heft 1-2).

In Verbindung mit dem Volksliedarchiv wurden folgende Staatsarbeiten an der Hochschule für Lehrerbildung: Beuthen OS vorgelegt: Speer, Das ober-schlesische religiöse Volkslied. Eine musikalisch-geschichtl. Untersuchung; Jensen, Oberschlesische Balladen. Eine musikalisch-textliche Untersuchung; Borinski, Der Kosberger Bauerntanz. Ein Beispiel für die berufsständische Volkstumpfspege in Oberschlesien; Hampf, Praktische Volkstumsarbeit im ober-schlesischen Industrieraum. Mit Berücksichtigung der besonderen Aufgaben des Amtes für Volkstum und Heimat in der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Im Rahmen einer Semesterarbeit sammelte Maria

Pawletta „Kinderlieder und Kinder-spiele in Michowitz“; Theodor Ulbrich schrieb über „das deutsche Volkslied in Kosberg“.

An Veröffentlichungen über das Volkslied erschienen: Perlick, Vom Volksliedsammeln durch Josef Schmidt / Seltendorf. Ein hohes Lied auf die ober-schlesische Volksschullehrerschaft. (Oberschles. Volkskunde 1934-35, Heft 5/6) und Hyckel, Zur Liederkunde von Ratibor (ebenda).

1. 4. 1935 - 31. 3. 1936

Am 1. April 1935 wies das Archiv für ober-schlesische Volksmusik einen Bestand von 5928 Einsendungen auf. Der Eingang belief sich im neuen Geschäftsjahr auf 1269 Nummern, sodaß der Gesamtbestand des Archivs am 1. April 1936: 7197 Aufzeichnungen umfaßt.

Es gingen ein: Joseph Schmidt / Neisse 348; Monika Schmidt / Kosberg b. Beuthen 282; Helene Mücke / Leobschütz 168; Eduard Hoinke / Karf 100; Frühauf / Beuthen OS 100; Theodor Freiherr / Martinau 18; Felix Sukašich / Kosberg 11; verschiedene Einsender: 70; Alfred Steier / Kosberg 13; Franz Pudollek / Oberglogau 161.

Die Einsendungen von Frühauf stammen aus einem handschriftlichen Liederbuch der Maria Heinge. Es sind hier Lieder enthalten, die bei Betreuung der Kinder im Fröbel'schen Kindergarten Posen Verwendung (1900) fanden. Steier überließ dem Archiv 13 Kosberger Volkstänze in Aussetzung für 7stimmige Blasmusik. Die Pudollek'sche Sammlung enthält Kinderspiele, Kindertänze, Volkstänze und Langlieder; darin sind auch 44 Volkstänze mit Instrumentalsätzen vorhanden. Hyckel / Ratibor überließ dem Archiv eine handschriftliche „Gründliche Anweisung die Gitarre leicht spielen zu lernen...“ von J. G. E. Bornharot mit 33 Stücken (um 1860); desgleichen sandte Schmidt / Neisse „Kurze Anweisung, die Gitarre zu spielen“ ein, die aus der Feder des alten Kirchschullehrers Alois Neukirchner stammt, der vom 13. 12. 1830 bis 1. 5. 1873 zu Hennemersdorf, Krs. Grottkau amtierte. Von Dr. Knudsen / Ver'in konnte ein Brief von J. M. Schottky an Hoffmann von Fallersleben vom 7. Dez. 1828 erworben werden. (Bereits veröffentlicht in den Mittlg. der Deutsch. Akademie 1933.

Heft 3, 295-97). Weiter gingen die Drucke ein: „Lieder zur Feier der Capitulation der Armee Mac Mahon's... am 2. September 1870. Neustadt Oberschlesf., den 3. Sept. 1870“ und „Liederbuch für die Bürger-Ressource zu Neisse“, Neisse 1860.

An volkswissenschaftlichen Staatsarbeiten der Hochschule für Lehrerbildung wurden im März 1936 vorgelegt: Schmidt Monika: Kinderlied und Kinderspiel in Rogßberg. Darstellung des Bestandes und Untersuchung der Geseßlichkeiten in den Formen der Überlieferung dieses von der Industriestadt Beuthen OS eingemeindeten Dorfes; Mücke Helene: Kinderlied und Kinderspiel in Leobschütz. Darstellung des Bestandes und seiner Geseßlichkeiten in einer ober-schlesischen Kleinstadt; Pawletta Hedwig: Kinderlied und Kinderspiel in Nechtal. Das Leben dieses Gutes in einem ober-schlesischen Industriedorfe; Ulrich Theodor: Das deutsche Volkslied in Rogßberg. Untersuchung des Volks-sanges in einer ober-schlesischen Dorfgemeinschaft.

An Veröffentlichungen auf dem Gebiete der ober-schlesischen Volksliedkunde ist u. a. erschienen: Perlick, Neue Aufgaben für die musikalische Volkstumsarbeit. Aus einem Vortrage, gehalten auf der Oberschlesf. Liedichtertagung in Neisse („Der Oberschlesier“ 1935, 706-708); Chrobok, Berichte über volkskdl. Vorträge: Das Bauern- und Jägerlied in Oberschlesien (Oberschlesf. Volkskunde 34-35, S. 1-2); Sukatsch, Der ober-schlesische Bergmann und sein Liedgut („Der Oberschlesier“ 1935, 143-147); Joisko, Singstunden bei der Hindenburg-er Arbeiter-schaft („Der Oberschlesier“ 1935, 161-162); Pudollek, Volkstänze aus dem Kreise Oberglogau (Oberschlesische Volkskunde 34-35, S. 9-12)

In besonderer Weise wurde auch das Archiv für die heimatwissenschaftlichen Stunden im ober-schlesischen Gend. Kleinwitz ausgewertet: „Das geschichtliche Volkslied in Oberschlesien“ (28. 3.); „Oberschlesische Volkslieder. Eine Probe aus dem Oberschlesf. Volksliedarchiv“ (8. 10.); „Der Bauer im ober-schlesischen Volkslied“ (3. 2.); „Volkslieder aus Oberschlesien. Bunter Kranz um das Leben von Dr. J. Rogger und Hoffmann von Fallersleben“ (13. 11.).

Perlick

Oberschlesische Sprichwörter und Redensarten

Gesammelt von Simon Macha / Beuthen OS.

Wer viel spricht, der kauft wenig.

Was der Kunde kaufen wird, kann man auf einem zerbrochenen Stabe wegtragen.

Dem Diebe brennt immer die Mühe auf dem Kopfe.

Der sieht aus, als wenn er schon drei Dörfer ausgebrannt hätte.

Beeile dich, denn der Bettler ist schon aus dem dritten Dorfe gekommen.

Geschickt bist du wie ein drei Ellen langer Strumpf.

Der Mann ist zu langweilig, den kann man um den Tod schicken.

Wenn arbeiten, da arbeiten; wenn essen, da essen. Wenn essen, da essen, - wenn arbeiten, da sich verstecken. -

Handwerkertrost: Beruhige dich, Bruder, nur noch zwei schlechte Jahre und - dann haben wir kein gutes mehr zu hoffen.

Daß dich das Gänschen hackt - mit dem Hinterfuß. -

Wenn ein Geistlicher sich in der Familie befindet, dann kann die Not einem nichts mehr anhaben.

Schlaraffenwunsch: O fliege, Wässerchen, durch mein Mündchen!

Die Natur zieht den Wolf immer wieder nach dem Walde.

Der Schlitten ist ein sehr unzuverlässiges Fahrzeug (der Oberschlesier gebraucht einen drastischen Ausdruck dafür!). Wenn die Schlittenbahn erloschen, dann soll man Salz streuen. Man soll auch dem Hasen Salz auf den Schwanz streuen, wenn man ihn fangen will. Gut überlegen heißt: Roche dir das vorsichtig ab in einem kleinen Löffchen.

Es geht nicht um die Pflaumen, sondern, was bist du über den Zaun geklettert, - sagt man bei einem Obstdiebstahl.

Der Lopf (die Scherbe) wird immer nach dem Gefochten riechen.

Wenn Frauen sich zanken, ist Regen zu erwarten.

Wie hat das Konzert gefallen? Das Konzert, wie das Konzert, aber die Musik war schön. Wie der Stamm des Baumes, so ist der Wurzelstock, wie der Vater, so ist der Sohn, wie die Mutter, so die Tochter.

Züße hat dieser Mensch, wie die Säulen unter der Hölle.

Die Trompete (Tromba) ist ein göttliches Instrument; aber ein Tromba ist ein ungeschickter Mensch.

Es ist zu spät, nach dem Tode die Sünden zu bereuen.

In der Hundebude sucht man vergeblich nach Fleisch.

Wenn man vom Rathaus kommt, ist man klüger Einer Henne, die kräht, soll man den Kopf abhacken.

Ein Mädchen, das pfeift, kriegt einen Schnurrbart.

Hat die Frau keine Sorgen, da kauft sie sich ein Schweinchen (Zerkel).

Gegen Eigensinn ist kein Kraut (Arznei) gewachsen.

Dem Schweine ließ der Herrgott keine Hörner wachsen.

Zu Neujahr hat der Tag um die Länge einer Hasenpfote zugenommen.

Eine Krähe wird der anderen nicht die Augen aushacken.

Ziehe den Hund nicht am Schwanz, sonst beißt er dich.

Sage nicht hopp, wenn du noch nicht über den Graben hinweg bist.

Da wollen wir uns wieder vertragen: Gib' einen Tabak!

Man soll nicht Fische vor dem Neße fangen (im Trüben fischen).

Wenn dich die rechte Hand krümmert, zahlst du Geld, wenn die linke, erhältst du welches. Der Mensch bedarf sowohl Brot als den Himmel.

Wer kein Brot abschneiden kann, kann auch keins verdienen.

Stolpert man über einen Stein, dann soll man zurückkehren und sich den Stein scharf ansehen.

Er lebt wie Gott in Frankreich!

Selten bleibt's bei einem Unglück, es folgen andere.

Ich würde dir anstreichen, in der Kirche zu pfeifen!

Die Pfeifer bekommen vom Ersten aufgegeben: fert (freies Licht am Tage und 7 Tage auf die Woche!)

Das Ende der Welt wird kommen, wenn sie in der Luft herumfahren.

Wenn man einen auf der Erde Sitzenden überschreitet, wächst er nicht.

Hat man geschluckt, so ist Besuch zu erwarten, ebenso, wenn der Ofen Funken sprüht.

Fällt einem der Bissen aus dem Munde, da sagt man, daß das Essen einem nicht gegönnt wurde.

Dem Teufel soll man immer ein Licht mehr anzünden als dem guten Geiste.

Wer für jemand bürgt, den wird der Böse quälen.

Prügel verdient, wer sein Eigentum nicht wehrt.

Dem Hunde den Weg nicht zeigen, heißt, sich nicht um fremde Angelegenheiten kümmern.

Der Ochse hat vergessen, daß er einst noch ein Kalb war.

Der Zigeuner tanzt aus Not.

Er geht umher wie ein Jude im leeren Laden.

In die Hände spucken und auf die Arbeit ... niesen.

Das Schlimmste ist - die Arbeit beenden, - dann geht es schon!

Du sollst nicht die Rage im Sacke kaufen.

Ein Zinkhüttenarbeiter ist befriedigt, wenn er sich ein Paar Holzpantoffel beigelegt hat.

Nimm die Züße in die Hand und reiß aus!

Es soll ihm gehen, wie ihm wolle, Hauptsache ist, daß es ihm gut geht.

Das gibt ein Unglück, wenn der Dieb den Gendarmen jagt.

Wie die Arbeit, so die Bezahlung (der Lohn).

Wie zum Essen - so zur Arbeit (auch umgekehrt).

Einen Sperling in der Hand zu haben, ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Wer sich unter die Krähen mischt, muß krächzen wie sie.

Wer nicht Vater und Mutter folgt, der muß dem Kalbsfell folgen (Soldat werden).

Wer am Freitag pfeift, wird am Sonntag weinen.

Wer fremdes Besitztum nicht schont, verdient nicht, eigenes zu haben.

Herrenguast und Aprilwetter sind wandelbar.
Wer fuhrwerkt, darf den Weg (Straße)
nicht tadeln.

Besser schlecht gefahren (gesehen), als gut
gelaufen (gestanden).

Noch wurde keiner geboren, der es allen recht
gemacht hätte.

Auch ohne einen Soldaten wird es Krieg geben.
Verträgliche (Schafe) haben Platz im kleinen
Raume (Stalle).

Den Prassern ruft man zu: ihr lebt ja besser
wie im Armenhause!

Goldenes Beuthen, silbernes Tarnowitz, eiser-
nes Gleiwitz und -bescheidenes (!) Peiskretscham.
Davon gibt es ja eine Menge, gerade so wie
Heu in Peiskretscham.

Wer nicht wagt, kommt nicht nach Cosel.

Er hat ihn verhauen - wie Haraschowsky!

Ein Vater kann zehn Kinder ernähren, aber
zehn Kinder oft nicht den Vater.

Einer Witwe, die wieder heiratet und von
ihrem Manne schlecht behandelt wird, sagt
man, das wäre Vergeltung für den Verstor-
benen!

Von einem Bieleesser heißt es, er wäre leichter
zu bekleiden als zu ernähren.

Eine vergebliche Arbeit: Da hat schon der
Herrgott abgewinkt.

Der Teufel setzt sich immer auf den größeren
Haufen.

Wo Tauben sind, da fliegen noch Tauben zu.
Vom Taubenhalten ist noch niemand reich
geworden.

Eine überfluge Frau weiß, was sie in der
Hölle braten.

Wo der Böse nicht Rat weiß, da schickt er
die Frau hin.

Verkaufe nicht des Bären Fell, wenn der Bär
noch im Walde ist.

Verspäteten Kirchgängern ruft man zu: Du
wirfst gerade zurecht kommen, dem Geistlichen
den Ornat ausziehen zu helfen.

Eine schlechte Wirtin ist eine „Hühner-Wir-
tin“, die nur auseinderscharrt wie eine Henne.
Es kommt immer eine Vergeltung für unrech-
tes Handeln.

Ein böses Weib ist so lästig wie ein Schwärz
am verlängerten Körperteil des Rückens.

Wenn einem die Kasse über den Weg läuft,

bedeutet es ein Unglück; ebenso, wenn einem
morgens zuerst ein altes Weib begegnet.

Einem Prahlhans von Bergmann ruft man zu:
Du hast dich wirklich um den Bergbau sehr
verdient gemacht, wo du als Schleppler den
Bergleuten Tabak geholt hast.

Vom Geizigen heißt es: er mähle und reche
zugleich.

Der Tugenden größte ist, die Zunge im Zaume
zu halten.

Wie sich Jakob (Kuba) zum Herrgott ver-
hält, so verhält sich der Herrgott zu Jakob.

Zitronen am Begräbnis

Zu der Zeit meines Lichtenberger pädagogi-
schen Dorfpraktikums habe ich an drei Be-
erdigungen teilgenommen. Im Trauerhaus
wurden jedesmal an die nächsten Angehörigen,
an Pfarrer und Lehrer, Sargträger und Mi-
nistrianten Zitronen verteilt, die am Schluß
der feierlichen Begräbnishandlung, nachdem
der Sarg ins Grab gelassen war, in die Grab-
grube geworfen wurden. Ich habe mich bei
den Dorfbewohnern um eine Erklärung die-
ses Brauches bemüht und fand, daß man selbst
im Trauerhaus keine Auskunft geben konnte.
Viele führten diese Sitte darauf zurück, daß
von der Leiche in der sommerlichen Hitze oft
ein übler Geruch ausströme, gegen den man
sich durch den Zitronengeruch schützen wolle.
Auch im Winter ist, wie man mir erzählte,
der Brauch üblich. Es gehört einfach zur Selbst-
verständlichkeit, daß am Eingang zum Toten-
zimmer eine Schüssel Zitronen bereitliegt.

Act

Volkskundliches aus der Sammlung

Hyckel-Ratibor

(Vgl. Oberschl. Volkskunde 6, 1934-35, 15.)

4. Der junge Wassermann

(Mechnis, Krs. Cosel)

Ein Bauer aus Mechnis kam nachts von der
Kirmes und wollte bei Lenkau sich über die
Oder setzen lassen; doch der Fährmann schließ
fest und ließ sich weder durch Rufen noch Pol-
tern wecken. Da der Mann des Fahrens kun-
dig war, löste er einen Kahn vom Ufer und

fuhr über. Als er sich in der Mitte umwandte, sah er hinter sich eine Person stehen, so groß wie ein Knabe, aber dem Aussehen nach ein Mann. Er fragte ihn: „Wie kommst Du denn her?“ Und das Männchen erwiderte: „Ich will auch überfahren. Ich bin der Wassermann. Aber ich kann Dich noch nicht ertränken, ich bin erst 12 Jahre alt.“ Als sie drüben angekommen waren, machte der Bauer den Kahn fest. Dann schaute er sich nach dem Wassermann um, der aber war verschwunden. Mündlich von J. Wunschik, Ratibor, gebürtig aus Mechniß.

5. Aberglaube

Eine Frau ging in ein Pfarrhaus und begehrte den Kirchenschlüssel. Auf die Frage: wozu? kam die Antwort, sie habe ein krankes Schwein, und wenn man ihm mit dem Kirchenschlüssel das Maul aufmache, so werde es gesund. (Ratibor-Leobschütz Zeitung 1875, Nr. 61)

6. Bucheintragung

Dieses Büchlein
Gehört vor mich Augustin Rose aus Olse,
Am gülden Elsas ist mein Vaterland,
Mein Leben stehet in Gottes Hand.
Wer mir dies stiehlt, der ist ein Dieb,
Er mag sein Herr oder Knecht,
Der Galäen ist ihm schon gerecht.

d. 20. Juni 1675.

Diese handschriftliche Eintragung, die hier in der heutigen Schreibweise gegeben ist, findet sich auf dem Vorsaksblatte eines in meinem Besitz befindlichen handgeschriebenen Gebetbuches und stammt von dem ersten Besitzer aus der angegebenen Zeit.

7. Kinder auszählreime

Herumdibus, herumdibus,
esse, desse do,
Komplimente mo,
Komplimente Kübezähl,
esse, desse do.

Ente, tente, ziamente,
Ente, tente, aus,
aus bist du noch lange nicht,
sage erst, wie alt du bist!
(das Kind sagt sein Alter. Dann wird rings-
herum bis zu dieser Zahl ausgezählt.)

1-10,
Hast du nicht mein'n Mann gesehn,
Ja,

Wo war er dem?

Im Garten.

Wie sah er aus?

Grün.

Hast du die Farbe grün an dir,
so zeige es mir.

Oben fährt die Eisenbahn.

Nach wohin?

Nach Berlin.

Wir machen erst kein'n langen Mist,
weil du es bist.

Mist ist ein Wort,

Und du schiebst fort.

1, 2, 3,

willi, willi, wei,

willi, willi, willi, willi,

willi, willi, wei,

wenn ich auch nicht zählen kann,

20 sind es doch.

Paul, Pauline,

Apfelsine,

Apfelfuchen,

Und du mußt suchen.

(Ratibor)

Formeln des Aberglaubens aus dem Fal- kenberger Kreise

Spinne am Morgen - Kummer und Sorgen.

Spinne am Mittag - Glück am Dritttag.

Spinne am Mittag - Glück im Geldsack.

Spinne am Mittag - Haß und Zwietracht.

Spinne am Abend - erquickend und labend.

Läuft eine Kaze über den Weg, so heißt es:

Von rechts nach links - 'was Gutes bringt's.

Von links nach rechts - so ist's was Schlecht's.

Wenn die Uhr stehen bleibt, so stirbt jemand.

Wenn man die Tür spannt, stirbt jemand.

Wenn man nur mit einem Schuh läuft,
stirbt jemand.

Wenn Hunde heulen, stirbt jemand.

Wenn die Wäsche über Neujahr hängt,
stirbt jemand.

Träumt man

von Geld, so wird man Arger haben.

von Kindern, so wird man Arger haben.

Inhaltsverzeichnis des siebenten Jahrgangs

	Heft	Seite		Heft	Seite
Andreas-Friedr., Lieder, die die Welt erschütterten. Buchbesprechung . . .	1-4	8	Lämmle, Brauch und Sitte im Bauern- tum. Buchbesprechung	1-4	6
Art, Zitronen am Begräbnis . . .	9-12	5	Macha, Oberschlesische Sprichwörter und Redensarten	9-12	3
Asbeck, Meer, Sturm und Mensch. Buchbesprechung	1-4	7	Nahler, Formeln des Aberglaubens aus dem Falkenberger Kreise . . .	9-12	6
Au, Volkstänze aus der Rhön. Buch- besprechung	1-4	8	Niefen, Rheinische Volksbotanik. Buch- besprechung	1-4	6
Bajer, Liederbuch der nationalsoz. Deutschen Arbeiterpartei. Buch- besprechung	1-4	7	Nitschke, Deutscher Väterglaube. Buch- besprechung	1-4	7
Brenner, Langweisen für ein Melo- die-Instrument. Buchbesprechung . . .	9-12	7	Nowotnick, Deutsche Ernte in Sitte, Brauch, Sage und Volksdichtung. Buchbesprechung	1-4	6
Buchwald, Zur Volkskunde von Schierokau, Kr. Guttentag . . .	5-8	7	Perlick, Bericht über die Tätigkeit des Archivs für obereschl. Volksmusik in Beuthen OS für die Zeit von 1933 bis 1936	9-12	1
Burkhardt, Feste und Feiern deutscher Art. Buchbesprechung	9-12	7	Perlick, Volkskundl. Beobachtungen u. Arbeiten von Studenten der Beu- thener Hochschule für Lehrerbildung während ihres Landpraktikums . . .	5-8	3
Craß, Deutsches Brauchtum im Le- benslauf. Buchbesprechung	1-4	7	Perlick, Volkskundliches Arbeiten in Oberschlesien	1-4	1
Fuhse, Handwerksaltertümer. Buchbe- sprechung	1-4	5	Stauff, Märchendeutungen. Buchbe- sprechung	1-4	6
Granz, Unserem obereschl. Volkslied- sammler Josef Schmidt zum 60. Geburtstag	5-8	1	Steinbach, Deutsches Frauenliederbuch, Buchbesprechung	1-4	8
Hinz u. Horak, Volkstänze aus Schwa- ben. Buchbesprechung	1-4	8	Wisjask, Die Myrte im Beuthener Volksbrauch	5-8	5
Huber u. Riem, Oberbairische Volks- lieder mit Bildern und Weisen. Buchbesprechung	1-4	8	Wottke, Weg- und Schleifspuren an der Leobschäuser Pfarrkirche . . .	5-8	6
Hynkel, Volkskundliches aus meiner Sammlung	9-12	5	Zender, Volksmärchen und Schwänke aus der Westeifel. Buchbesprechung	1-4	5
Kalak, Der Wassermann im obereschl. Volks glauben. Buchbesprechung . . .	5-8	8			

Prof. Dr. Hans Zimbal wurde als Nachfolger von Prof. Kanoldt Direktor der Hochschule für Kunstzerziehung in Berlin.

Hans Zimbal ist Oberschlesier (geboren am 24. 4. 89 in Pleß). Über sein Schaffen berichtet Bernhard Stephan im Heft 7, Jhr. 1926 des „Oberschlesiers“. Auch heute nimmt der Meister am Schicksal seiner engeren Heimat regen Anteil. Dies beweisen die Monatsbilder, die er für die ober-schlesischen Kreisheimatkalender des Jahres 1937 gezeichnet hat. Wir wünschen unserm Landsmann weiterhin guten Erfolg. Scz.

„Schlesische Kultur vom Museum gesehen“

Zu diesem Aufsatz, den wir im Heft 9 des laufenden Jahrgangs veröffentlichen dürfen, teilt der Verfasser, Direktor Dr. Kohlhaussen-Breslau, folgendes mit:

„Erfreulicherweise trifft der von mir im Septemberheft des „Oberschlesiers“ auf S. 6 der Breslauer Tagespresse gemachte Vorwurf der Kritiklosigkeit nicht allgemein zu, wie ich aus einer mir erst später zugegangenen Besprechung der Schlesischen Zeitung ersehe“.

Zum Kreistreffen der NSDAP Gleiwitz am 11. 10. 1936 gab die Kreisleitung (Kreisleiter Preis) eine ansprechende Festschrift heraus, die über den Tag hinaus vermerkt zu werden verdient.

Geschmückt mit vielen liebevoll ausgesuchten Bildern schenkt die 72 S. starke Schrift einen Querschnitt aus dem eifrigen Wirken der Partei und ihrer Gliederungen in Gleiwitz Stadt und Land, aber auch von Land und Leuten. Es ist ein Aufsatz „Trachten-Schönwald“ gewidmet. Scz.

Schlesienbändchen

Nicht nur Oberschlesien, sondern Gesamt-schlesien leidet darunter, daß vielfach auch heute noch Schlesien „die große Unbekannte“ im deutschen Vaterlande ist, obwohl es doch zu den reichsten Gauen Deutschlands gehört und

ganz besonders in kultureller Beziehung nach den Worten unseres Altmeisters Goethe „ein zehnfach interessantes Land“ genannt werden muß. Von diesem Reichthum immer wieder zu künden, zur Aufmunterung und Festigung des Stammesbewußtseins der Schlesier selbst, aber auch zu Nuß und Lehr Gesamtdeutschlands und der Welt, ist eine der vornehmsten und vordringlichsten Aufgaben von heute.

Allein von diesem Gesichtspunkte aus muß jedem Schlesier das Herz aufgehen beim Durchblättern der schönen Schlesienbändchen, die der feinsinnige Dr. Grundmann, der Kunstkonservator der Provinz Niederschlesien, im Auftrage der Landesstelle für Heimatpflege in Niederschlesien und der niederschlesischen Landesgruppe der deutschen Akademie in dem wagemutigen und aufgeschlossenen Verlage Flemming-Breslau, Deutsch-Bissa herausgab. Die künstlerische Ausstattung besorgte vorbildlich Frau Komarski-Lammert.

Bisher sind vier Bddh. in der Reihe erschienen (1 Bddh. kostet o.80 RM.).

„Das alte Breslau, eine gotische Großstadt“ nennt sich Bd. 1. Hier bringt uns Rudolf Stein in Wort und Bild unser liebes „Gruf Brassel“, dessen Kultur- und Kunstleistung, an der Spitze sein einzigartiges gotisches Rathaus, aber auch die schönen kirchlichen Kunstdenkmäler, nahe, die schon immer wie diese ganze Landeshauptstadt Gesamtschlesiens auch uns abgelegenen Provinzler viel bedeuten.

Bd. 2, „Friedrich der Große und Schlesien“ bearbeitete Klemens Lorenz, der im Neisser Lande geborene Heimatforscher und ein altbewährter Mitarbeiter des „Oberschlesiers“. In der Reihe der Veröffentlichungen im Fridericusjahr 1936 kann dieses Bändchen einen Ehrenplatz beanspruchen. Begrüßt muß werden, daß im Anhang als Kleinrudr Aussprüche Friedrichs des Großen aus seinen Werken und Briefen, eine Auswahl seiner Randbemerkungen und einige der wichtigsten Anekdoten um den Alten Friß geboten werden.

„Oberschlesien“, dem Land der Wälder und Schote, ist das 3. Bändchen gewidmet. Walter Krause, unser treuer und tüchtiger Mitarbeiter, hat es auf Grund seiner umfassenden Sachkenntnis mit glücklicher Hand bearbeitet und gestaltet. Er schildert die obereschlesische Landschaft, gibt die ältesten Nachrichten über unsere Heimat, erzählt von den Städten in alter und neuer Zeit, vom obereschlesischen Dorf, von Notzeiten und Kämpfen, wie die Industrie aus den Wäldern wuchs, wie der obereschlesische Bauer lebt und sich zum Deutschtum bekennt, vom geistigen Werden in OES und von dem Oberschlesien gestern und heute.

Das 4. Bändchen führt zu Rübezahl, dem schlesischen Berggeist. Der führende schlesische Volkskundler, unser prächtiger Josef Klapper, hat es aus seinem reichen Wissen, mit vorbildlichem pädagogischen Einfühlungsvermögen und seinem klaren Blick für das Artgemäße vorbildlich gestaltet. Auch diesem Bändchen ist wie den andern ein reiches Bildmaterial beigegeben worden. Die aufschlußreiche Arbeit von Klapper ist wissenschaftlich und volkstümlich zugleich.

Alles in allem: Solche fein ausgeglichene Heimatgaben geben neuen Mut zur Volkstums- und Heimatarbeit über alle Hemmungen hinweg. Gerade wir hier in Oberschlesien schöpfen aus ihnen die freudige Gewißheit, daß wir in unserm obereschlesischen Frontabschnitt nicht verlassen dastehen, sondern mitschaffend eingespant sind in das gesamtschlesische Werden und Wirken.

Weiter so! Ihr in Breslau und wir in OES, innerlich verbunden und freundschaftlich Hand in Hand - und alles wird gut! - Ec3.

Das Buch vom deutschen Volkstum

herausgegeben von Paul Gauß unter Mitarbeit erster Kömmer im Verlag Brockhaus-Leipzig 1935, 426 S. Preis geb. 20.- RM.

Das gut ausgestattete Buch, in dem sorgfältig ausgesuchte Bilder und ein kurzer übersichtlicher Text sich die Waage halten, führt ein in die „große Bluts-, Sprach- und Kultur-gemeinschaft der Deutschen“, es gibt lebendige Kunde „von der Größe und dem unerschöpf-

lichen Reichtum deutschen Lebens, das nicht nur im heutigen und gestrigen Reich allein beschlossen ist, sondern weit darüber hinaus sich täglich bewährt.“

Näheres sagt das Werbefaltblatt, das unserm Heft beigelegt ist. Ec3.

Hans Alexander, „Friedrich der Große und Cosel“

Schließens-Verlag Berlin, 86 S., mit 13 Bildern und Plänen. Preis 2.- RM.

In unserm Heft „Friedrich der Große und Oberschlesien“ kündigten wir dieses Erinnerungswerk bereits kurz an. Es hält, was es von Anfang an versprach. In echter Heimatliebe schildert der sachkundige und fleißige Verfasser die wechselvolle Geschichte von Cosel und das enge Verhältnis des großen Königs zu dieser ihm lieben obereschlesischen Festung. Auch für den Heimatforscher gibt das Werk mancherlei neue und wertvolle Erkenntnisse.

Das Buch von Alexander ist für den Historiker und Soldaten, für Schulen und Heimatforscher, für Volksbüchereien und als Haus- und Geschenkbuch gleichermaßen wertvoll. Ec3.

Alfred Heim, Fridericus und mein Vorfahr

Erzählung. Verlag von Julius Belz, Langensalza. Berlin. Leipzig.

Alfred Heim, in Deuthen OES beheimatet, ist uns kein Unbekannter. Er hat dem deutschen Volke bereits eine ganze Reihe wertvoller Bücher geschenkt. In „Fridericus und mein Vorfahr“, das eben geschmackvoll gebunden herauskam, erzählt der Dichter in der ihm eigenen Sprache aus dem Leben des großen Preußenkönigs in guten und schlechten Tagen. Er berichtet von freundlichen Stimmungen, gibt Proben des geistvollen Wises und des gütigen Wesens des genialen Feldherrn und Königs, er läßt uns aber auch die Tragik des einsamen Menschen in Sansouci erleben.

Neben Fridericus stehen die Namen von zwei seiner Getreuesten im Mittelpunkt der Schilderungen, die zuerst gegen ihn und dann mit ihm um Preußens Ruhm gekämpft haben: der Reitergeneral von Werner, der Kommandeur der braunen Husaren in Beau-

ihen Oe, und sein Kamerad und Freund Alfred Reudschmidt, den der König nach seiner Übernahme in sein Heer in eine ostpreußische Garnison beordnete, und der in mehreren Schlachten an der Seite des Königs foht. In der Mitte des 19. Jahrhunderts tauchten die Reudschmidts, wie der Dichter in dem Ausklang mitteilt, in dem Brückenland zwischen Preußen und Osterreich - in Schlesien - auf. Ein Urahne ist Hauptlehrer im Kreuzburger Land, ein Nachfahre Amtsgerichtsrat in Beuthen Oe. Immer wieder wirkte das preußische Soldatenblut in der Linie fort.

Die Schilderung dieser Wechselbeziehungen zwischen dem großen König und unserer schlesischen Heimat machen das Werk besonders wertvoll.

Die Erzählung, die keine wissenschaftliche Historie sein will, liest man gespannt und begeistert von Anfang bis zu Ende. Mit seinen schönen Zeichnungen und der feinen Ausstattung hat uns Alfred Heim im Jubiläumsjahr des großen Königs ein genußreiches Volksbuch über die friderizianische Zeit und ihren mit unserer Heimat so eng verbundenen Heros geschenkt, das auch bereits der Jugend Freude bringen dürfte.

Dr. W. G.

Der schwarze Adler

Bühnenspiel von Alfons Handuk.

Am Schluß des Fridericusjahres halten wir es für eine Ehrenpflicht, noch einmal auf den Erfolg des Handuk'schen Festspiels hinzuweisen, das auf den Höhen von Hohenfriedeberg seine Uraufführung erlebte und, wie die nachfolgende Presseübersicht zeigt, eine gute Aufnahme fand:

„*Völkische Beobachter*“, Nr. 233:
 „... Glaubhaft spiegelt sich in dem sauber und geschickt konstruierten Spiel die halb bekennende, halb zweifelnde Seele des Schlesiens bis zur endlichen Gewißheit des Geborgenseins unter dem neuen Landesherrn wider. Für die manchmal recht reichlich fließenden Zitate bildet die Natürlichkeit der schlesischen Menschen einen guten Ausgleich. Daß es Handuk von vornherein abzehnte, in billigem Fridericus-Kult und Byzantinismus zu schwelgen, empfün-

det man besonders angenehm. In der schon oft scharf verzeichneten Rolle des Königs gibt es hier erfreulicherweise keine unechten Töne. Sie hält durchaus Niveau und überrascht durch ihre angemessene disziplinierte Gestaltung. Auf der herrlichen Freilichtbühne auf der Hohenfriedeburger Siegeshöhe kam das Spiel unter der verständnisvollen Leitung von Curi Asmus-Bach voll zur Geltung. Die Zuschauer dankten begeistert dem anwesenden Autor sowie Darstellern und Spielleiter.“

Von den führenden Blättern der Reichshauptstadt brachte die *Deutsche Allgemeine Zeitung* eine sehr anerkennende Kritik der Uraufführung, worin gleichfalls das Volkstümliche und Bühnenwirksame des Werkes hervorgehoben wurde.

Die führenden Breslauer Tageszeitungen hatten ihre eigenen Vertreter nach Hohenfriedeberg entsandt und brachten ausführliche Besprechungen. Aus Raumangel müssen wir uns mit kurzen Auschnitten begnügen.

„*Schlesische Tageszeitung*“, Breslau, Nr. 227:

„Daß der oberschlesische Dichter Alfons Handuk auf Anhieb gewissermaßen dieses Fridericus-Schauspiel schrieb, daß sich darin so glaubhaft die halb bekennende, halb zweifelnde Seele des Schlesiens unter dem neuen Landesherrn spiegelte bis zur endlichen Gewißheit des Geborgenseins - das wollen wir des Dichters größtes Verdienst in seinem neuen Werk sein lassen. Er hat es richtig abgelehnt, den Leuten etwas vorzumachen. Sechstausend Menschen rasten Autor, Darstellern und Spielleiter begeistert und dankbar Beifall.“

Schlesische Zeitung Breslau, Nr. 418:
 Unsere Literatur - auch die dramatische - ist reich an Fridericus-Stoffen. Berufene und Unberufene haben sich immer wieder an der Aufgabe versucht, Wesenszügen und Handlungen des Großen Königs dramaturgischen Umriß zu geben. Da es häufiger durch Unberufene geschah, war das Ergebnis zumeist negativ. Nicht so bei Alfons Handuk, dem oberschlesischen Dichter! Sein dreiaktiges Fridericus-Schauspiel „Der schwarze Adler“ ... darf nicht nur den Ehrentitel „Volksstück“ für sich in Anspruch nehmen, sondern stellt darüber hin-

aus eine unzweifelhaft wertvolle Bereicherung der einschlägigen Literatur dar... Daß Handuk der Gefahr, ins Dozieren zu geraten, geschickt ausweicht, beweist erneut seine Fähigkeiten als Dramatiker“.

Breslauer Neueste Nachrichten, Nr. 225:

„Handuk besitzt Feingefühl genug, nicht den Lockungen allzu breitangelegter, die Szene springender Effekte zu verfallen. Er hat dies vorzüglich bei der Figur Friedrichs beobachtet, die zu Erzessen dieser Art hätte Anlaß geben können. Und wenn es stets peinlich berührt, den Namen des größten preussischen Königs als Schauspielfigur auf dem Theaterzettel zu lesen, so war man hier angenehm überrascht. Handuk hält sich an die überlieferten Aussprüche Friedrichs und an seinen uns bekannten Wortschatz. So gibt es in dieser Rolle keine unersten Momente“.

Der Freiburger Bote, Nr. 191:

„Die erhebednste Veranstaltung des Tages war die Uraufführung eines Fridericusstückes „Der Schwarze Adler“ von Alfons Handuk. . . Spieler und Autor konnten den Dank der vielen Tausende entgegennehmen.“

Liegnitzer Tageblatt, Nr. 191:

„Das Textbuch ist durch einen feinen Humor und trefflich charakterisierende Schlagartigkeit der Dialoge ausgezeichnet . . . und so gab es eine wohlgelungene Uraufführung, die reichen Beifall fand. Ein Sonderbeifall wurde dem Dichter gesendet, der nach Schluß der Aufführung auf der Bühne erschien.“

Mittelschlesische Gebirgszeitung, Waldenburg, Nr. 224:

„Es gefiel und ließ Beifall aufjubeln, dieses anekdotenhafte Spiel um den Alten Fritz. „Wie Friedrich den Schlandrian aus Schlesien vertrieb“, könnte man die Gesamtsprache des in so mancher wigigen Szene leicht komödienhaften Stückes nennen, das den König vor dem Hintergrund seines schlesischen Siedlungsplanes und seines Gerechtigkeitsfinnes zum Glückstifter werden läßt.“

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Szodrok in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.

Beobachter im Iser- und Riesengebirge, Hirschberg, Nr. 191:

„... ein von der ersten bis zur letzten Szene blendend durchgearbeitetes Spiel. Das Publikum spendete nach jedem Akt und zum Schluß reichen Beifall, der sich noch steigerte, als der Dichter mit dem Intendanten auf der Bühne erschien“.

Niederschlesische Tageszeitung Liegnitz, Nr. 191:

„Den künstlerischen Höhepunkt des Festes bildete die Uraufführung des Schauspiels „Der Schwarze Adler“ von Alfons Handuk. Unter Anlehnung an die Geschichte und unter Verwendung zahlreicher Aussprüche und Anekdoten hat der Dichter ein prachtvolles historisches Schauspiel geschaffen“.

Die gleiche Zeitung bringt dann noch in Nr. 194 eine ausführliche Würdigung, weil es „die Bedeutung der neuen Dichtung verdient.“ U. a. heißt es da: „Es handelt sich nicht um ein Festspiel, das zu einem bestimmten Zweck geschrieben wurde und nur bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wird, sondern um ein volksverbundenes Schauspiel, das den Zuschauer vom ersten Augenblick an in seinen Bann zieht. Die Stärke der Dichtung liegt darin, daß der Aufbau der Handlung in einfachster Form vollzogen ist und daß der Dichter den König ganz menschlich gezeichnet hat, so wie ihn das Volk gesehen hat und wie er in der Erinnerung fortlebte. Das Werk ist also eine schöne Dichtung, die Bühnenwirksamkeit ist groß. Hoffentlich begegnen wir dem Stück im Erinnerungsjahr an den großen König recht oft auf der schlesischen Bühne“.

Wir behalten uns vor, in einem der nächsten Hefte eine Textprobe aus Handuks „Schwarzen Adler“ zu bringen und wünschen unserm Dichterlandsmann weitere Erfolge.

Die Einbanddecke

für den „Oberschlesier“, Jahrgang 1936, wird wiederum von Frau Kowalski künstlerisch in Leinen gestaltet und kann schon jetzt zum Preise von 1.- RM. bei unserer Geschäftsstelle in Oppeln vorbestellt werden.